

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Angesprochen am 13. Juli 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N^o 41.

Erkämpft.

Novelle von M. Frank.

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./VI. 70.

I.

Vor dem Bahnhofgebäude der kleinen Station C. der Ostbahn hielt ein leichter, mit zwei Braumen bespannter Wagen. Der Kutscher, eine gedrungene Gestalt mit langem, schon ins Graue spielendem Bart, die übliche polnische schwarze Mütze mit rother Troddel auf dem Kopfe, hatte, als der Zug ankam, hinreichend zu thun, die bei dem grellen Pfiff der Lokomotive schon aufstrebenden, sich bäumenden Thiere im Jügel zu behalten.

Nach kurzem Aufenthalt brauste der Zug weiter. Die Pferde beruhigten sich, und Frank, so hieß der Kutscher, wandte seine ganze Aufmerksamkeit dem jungen, ungefähr dreißigjährigen Manne zu, der jetzt auf der Rampe des Bahnhofs erschien und dessen ernste, ausdrucksvolle, von dunklem Badenbart umrahmten Züge den Lippen des Alten unwillkürlich den Ausruf entlockten: „Sapperment! der sieht anders aus, als mein guter seliger Oberförster!“

„Sind Sie der Kutscher aus Buchenhaide?“ redete ihn der Fremde mit kräftiger, klangreicher Stimme an.

„Zu Befehl, Herr Oberförster.“

„Nun, Leute, so legt die Sachen auf den Wagen.“

Die Gepäckträger, durch ein reichliches Trinkgeld dienstfertiger denn sonst gemacht, waren dem jungen Herrn beim Einsteigen und Einwickeln in Pelz und Pelzdecke behilflich. Dieser ließ sie schweigend gewähren und wandte seine ganze Sorgfalt einem Kasten zu, den er neben sich auf den Sitz legte, und welcher anscheinend eine Violine enthielt.

Die Braunen zogen kräftig an. Ein paar Minuten später hatten sie in scharfem Trab die Chausseestrecke durch C. passiert und bogen in einen Landweg ein, dessen grundlose Tiefe sie zu langsamem Tempo zwang; bis endlich Schritt für Schritt gefahren werden mußte, wollte Frank nicht riskiren, daß die Achsen des Wagens brachen oder er wohl gar umwarf.

„Mit Verlaub,“ wandte er sich an seinen stumm dastehenden Herrn, dessen Umriße in der Dunkelheit kaum zu erkennen waren, „ist dies nicht ein ganz abscheulicher Weg?“

Wie ich gehört habe, soll der Herr Oberförster bei Berlin zu Hause sein, wo seine Mutter ein großes Gut hat; da gibt es wohl keinen so niederträchtigen Lehm und kein solches Hundewetter wie bei uns?“

Statt aller Antwort erfolgte die kurze Frage: „Wie heißen Sie?“

„Frank Klebenti, Herr Oberförster, und ich bin schon...“

„Was Sie sind, Klebenti, wird sich nachher finden. Für's Erste nennen Sie mich nicht „Herr Oberförster“, denn ich bin es noch nicht, sondern erst Oberförsterkandidat; für die nächste Zeit aber Ihr Herr, und Sie haben mich einfach: „Herr Römer“ zu tituliren.“

„Und Sie mich Frank und nicht Klebenti,“ plagte der alte Kutscher grimmig heraus, „das ist hier so Mode, daß die Kutscher mit ihrem Vornamen genannt werden, und mein guter seliger Herr Oberförster —“

„Gut, so werde ich Sie Frank nennen,“ fiel Römer ihm in die Rede, „und Sie bitten, mir die Namen der Ortschaften zu sagen, durch die wir kommen. Alles andere können Sie sich sparen; ich bin kein Liebhaber von langen Gesprächen.“

Schweigend wurde die Fahrt fortgesetzt. Die Häuser verschwanden nach und nach, und der Wald schien sich endlos auszudehnen. Hin und wieder an den lichtereren Stellen oder an Querstegen brach sich das fahle Abendlicht Bahn und bestärkte Römer in seiner vorgefaßten Meinung, daß Buchenhaide seinen Namen sehr unverdienter Weise erhalten, denn nichts als Kiefern erspähte sein Auge. Nur selten wurde eine junge Birke oder eine Esche im Unterholz sichtbar.

Endlich schlugen die Hunde in nicht allzu großer Ferne an. Deutlich erkannte Römer den Ton seines treuen Türks, den er schon vor ein paar Tagen vorausgeschickt hatte, und sein Herz schlug freudig erregt, als er den Schein eines Lichtes das Walddunkel durchbrechen sah. Die Pferde zogen in froher Erwartung der baldigen Einfuhr in den Stall frischer an, bald bogen unsere Reisenden um eine Ecke — ein Stück-

den Wegs noch und auf einer Waldlichtung, die zum Aufbau der Oberförsterei expresse geschaffen worden zu sein schien, lag das Oberförsterhaus, hell erleuchtet durch die Lichter, welche die vorsorgliche Frau Katharine zum Willkommensgruß an die Fenster gestellt hatte. Mit seinem großen Hirschgeweih über und den beiden mächtigen Büchen vor der Hausthür machte das Haus einen gar anheimelnden Eindruck. Wachte es nun diese Empfindung sein oder war es auf Rechnung des herzlichen Empfanges zu schreiben, der ihm von Seiten der alten Katharine und des wackeren Türks wurde — das Gesicht des jungen Forststandidenten zeigte bei dem Schein der Kurlampe einen sehr viel mildereren Zug auf der Stirn und um den Mund als bisher.

„Willkommen, willkommen, lieber gnädiger Herr!“ rief die alte Katharine einmal über das andere, während sie eifrig bemüht war, demselben den nassen Pelz abziehen zu helfen.

Als das geschehen war, meinte Römer: „Nun, Alte, zeige mir Deine Herrlichkeit!“

Katharine, eine Frau hoch in den Fünfzigern, mit freundlichen, Vertrauen erweckenden Zügen, öffnete mit großem Stolz die Thüre, die in ein hübsches, schön durchwärmtes Zimmer führte, und machte ein überaus glückliches Gesicht, als ihr Herr beim Anblick des brodelnden Theesessels lachend ausrief: „Na, Katharine, Du bist und bleibst doch immer die Alte! — heute so wie sonst wenn ich hungrig und erfroren zu den Ferien nach Hause kam, finde ich meinen Thee, meine Pfannkuchen, die nur Du so schön zu backen verstehst, den gelochten Schinken und die Spiegeleier.“

Als Römer seine Abendmahlzeit beendet und sich eine Cigarre angezündet hatte, legte er sich gemüthlich in die Sophaecke und unterwarf seine Umgebung einer genaueren Prüfung.

„Siehe da! Die Mutter auch hier?“ rief er dann erfreut aus, als er ein kleines Bild an der Wand über der Kommode bemerkte.

„Wer verstände es wohl so gut wie Du, Katharine, die fremdesten Räume gleich behaglich und heimlich zu machen? Doch nun setze Dich nach alter Manier mir gegenüber und erzähle mir, wie es Dir ergangen ist. Du warst wohl sehr erstaunt, als die Mutter Dich auf eine so weite Reise schickte?“

„Ob ich erstaunt war? Aber das Sagen Ihnen gegenüber schickt sich nicht mehr, gnädiger Herr,“ erwiderte die Alte mit beengter Stimme, aber fest.

„Warum nicht, und weshalb titulierst Du mich so gravitätisch?“

„Weil der junge Herr jetzt mein gnädiger Herr sind.“

„Ach, Unsinn, Dir bleibe ich immer der junge Herr, und wenn ich sechzig Jahr alt werde!“

„Gott lohne Ihnen die freundlichen Worte, aber „gnädiger Herr“ muß ich Sie nennen, weil es nicht anders bei den Polaten Mode ist. Wenn ich übrigens jetzt erzählen soll, und ich muß nun gestehen, ich habe mich die ganzen acht Tage über ganz furchtbar darauf gefreut, dann kommen Sie lieber in Ihre Stube. Sie glauben nicht, was das polnische Volk neugierig ist. Nebenan ist die Küche und da wüßte ja morgen jeder Mensch in Buchenhaide, was wir mit einander gesprochen haben.“

Sie nahm ohne viele Umstände die Lampe vom Tisch und leuchtete in das nebenliegende Zimmer.

„Sehen Sie sich nur recht um, gnädiger Herr! Den Teppich und die Gardinen hat die gnädige Frau Mutter mitgegeben. Die Möbel aber hat sie von der Wittve des verstorbenen Herrn Oberförster erstanden — sie meint, die junge Frau würde bald genug neue ins Haus bringen.“

„So, meint sie das?“ fragte nachlässig der junge Mann, indem er Katharinen in das kleine Schlafzimmer folgte, das neben seiner Stube lag.

„Nun freilich. Wenn der gnädige Herr erst Oberförster sind, dann werden Sie Ernst machen und das Fräulein Anna heimfahren?“

Sie hielt die Lampe so, daß der Schein grell auf das Gesicht des jungen Mannes fiel und alle ihre Mienen verriet, wie gespannt sie auf die Antwort war.

„Ach, Unsinn, Alte! Wie kann die Mutter nur so etwas erwarten?“

„Ei, was die gnädige Frau Mutter sich vornehmen, das setzen sie auch durch! Und als ob sie erst jetzt gewahrte, wie bleich ihr Liebling aussah, fügte sie fast begütigend hinzu: „Der gnädige Herr müssen sich das nicht so zu Herzen nehmen; Sie sind ja jetzt noch blässer als vor'm Jahre!“

„Schweig, Alte!“ rief der junge Mann jetzt heftig. „Du sollst mich doch wirklich endlich darin kennen, daß ich es nicht dulde, auch nicht von Dir, daß man über mein Befinden, kurz über das spricht, was mich persönlich angeht. Die Falten auf meiner Stirn habe ich mit mir selbst abzumachen, und Du weißt es am besten, daß die Mutter mich früh daran gewöhnt hat, es auch zu können. So, nun komm!“

Er nahm ihr die Lampe aus der Hand, stellte sie auf den Tisch, warf sich in die Sophaecke und sagte bedeutend weniger freundlich als vorher:

„Na, Alte, mach keine lange Redensarten — wie findest Du es hier, und wie sieht's jetzt aus?“

Katharine schilderte mit grellen Farben und lebhaften Gestikulationen, wie sie das Haus höchst schmutzig und verwahrlost vorgefunden habe. Die beiden Mädchen seien faul und nachlässig, ganz anders wie die Mädchen daheim in der Mark; und der Herr Forstgehilfe mache mehr Ansprüche wie ein feiner Herr. Die Alte schloß ihre umfangreiche Rede, die von Römer mit keinem Wort unterbrochen, aber mit sichtbarer Theilnahme aufgenommen wurde, damit, daß sie hier wahr und wahrhaftig schon angekommen wäre, wenn der alte Frank ihr nicht geholfen hätte, alles aus dem größten Schmutz zu ziehen.

„Das ist ein Kerl, wie er im Buche steht,“ rief sie im höchsten Eifer aus, „der versteht alles, und wenn ich es mir erlauben darf, dem gnädigen Herrn etwas anzurathen, dann bitte ich: halten Sie ihn warm! Wird es doch für den gnädigen Herrn hier Aerger und Sorgen geben, so viel Sterne am Himmel stehen!“

„Nun, das sind ja schöne Ausichten für die Zukunft,“ versetzte Römer lächelnd. „Aber nun gute Nacht; die weite Reife hat mich müde gemacht. Morgen folge ich Dir in die Ställe, und in Küche und Keller und setze mir selbst alles an.“

Gehorsam ging die Alte der Thür zu. Für ihr Leben gern wäre sie noch geblieben und hätte beim Auspacken der Sachen geholfen, aber sie wußte aus Erfahrung, daß sie einem ausgesprochenen Wunsch ihres jungen Gebieters nie widerprechen durfte. Eher ging die Welt unter, als daß er zurücknahm, was er einmal gesagt hatte; er war eben darin wie seine Mutter.

Als die alte Frau das Zimmer verlassen hatte, machte er sich sofort daran, den Koffer zu öffnen und die Sachen mit peinlicher Sorgfalt im Schrank und in der Kommode unterzubringen. Ganz unten, auf dem Boden des Koffers, befand sich ein braunes, geschmackvoll mit Perlmutter ausgelegtes Kästchen; Römer holte es hervor, wog es sinnend in der Hand und wollte es schon in der Schublade des Schreibtisches verschließen, als er sich eines anderen besann und eine geheime Feder berührte. Der Deckel sprang auf, und Römers Auge fiel auf zwei größere Photographien.

„Es ist wirklich ausgezeichnet gut gelungen,“ flüsterte er innig, während sein Blick, der über das Portrait einer Dame rasch hinwegglitt, auf einem sinnigen Kindergesicht verweilte.

„Es ist Otto, wie er leidet und lebt! Gute Nacht, mein Herzenskind! Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo ich Dich immer um mich haben kann!“

Er schloß den Kästen und barg ihn sorgfältig in einer Schublade seines Schreibtisches. Dann begab er sich zur Ruhe.

II.

Es war ein April, wie er im Buche steht, der April des Jahres 186... Heute regnete, hagelte und stürmte es, morgen schien die Sonne so hell vom wolkenlosen Himmel herab, daß einem das Herz aufging, man alle Winter- und Frostgedanken einpakte und mit hoffendem vertrauenden Auge dem leuchtenden Frühling entgegen sah.

An einem solchen heiteren Tage schritt der Oberförster Baum in grüner Weidmannsmütze, den Shawl nachlässig um den Hals geschlungen, den Knotenstock in der Rechten, bedächtlich auf der Straße, die sein Ackerland in zwei Stücke trennte, hin und her, und feuerte mit ermunterndem Wort oder auch derbem Fluch seinen Kutscher Jäsch und den Knecht Cuba zur Arbeit an. Es wurde Hafer gesät, und sein Landwirth hätte sorgfältiger darauf geachtet, daß Jäsch genau den Strich hielt, und Cuba das gegenüberliegende Land zu Kartoffeln gehörig tief und gerade pflügte, als es der Oberförster Baum that. Für ihn ging das Interesse an der Bewirthschaftung seiner 150 Morgen Land, die zur Oberförsterei gehörten, über das der Waldkultur, des Holzschlagens, Holzstehens &c. Glücklicherweise war Lichtenfelde nicht wie Buchenhaide ringsum von Wald eingeschlossen, sondern nur auf der einen Seite vom Fichtenwald begrenzt. Der Fiskus hatte die Oberförsterei mit einem so ansehnlichen Stücke Land versehen, daß es sich schon lohnte, Scheune und Stall, Ochsen und Kühe gut in Stand zu halten.

Die Oberförsterei mit ihrem freundlichen Hause, dem zierlich gepflegten Garten, den stattlichen Wirthschaftsgebäuden und dem hellangelegten Stadtenzaun glich einem Schmuckkästchen zwischen den wenig sauber ansehenden, meist baufälligen Hütten der polnischen Dorfbesitzer, und schien mit der neuerbauten evangelischen Kirche zu wetteifern, welches von beiden die größere Zierde von Lichtenfelde sei, während die katholische Kirche mit ihren grauen düsternen Mauern und dem verwitterten Pfarrhaus an alte Zustände erinnerte, da die Polen noch das Regiment im Lande hatten.

Jetzt schlug es von dem mit einem glänzend goldenen Kreuz versehenen Kirchturm vier Uhr. Der Oberförster zog seine Taschenuhr, die noch vom Großvater her stammte, schüttelte den Kopf, als wenn er sich wundere, daß es schon so spät sei, gab Jäsch und Cuba in kurzer bestimmter Ausdrucksweise die gehörigen weiteren Befehle, und schritt dann schnell der Oberförsterei zu, um mit seiner Frau den Kaffee zu trinken.

„Der Roggen steht gut,“ murmelte er, als er an einem Felde vorüber kam, auf dem die grünen Halme neugierig aus der Erde hervorguckten. „Zehn zu eins will ich wetten, daß ich diesen Herbst zwei Scheffel Roggen mehr vom Morgen dreie als Nachbar Weiher. Ob die Mutter mich wohl auf der Beranda erwarten wird? Der Sonnenchein und die schöne milde Luft würden sie gewiß stärken! Ach Dummkopf, warum habe ich es ihr auch nicht anempfohlen, ehe ich von Hause fortging!“

Er sah scharf aus, als er die lange breite, nur hin und wieder mit Häusern besetzte Dorfstraße entlang ging. Richtig, da stand sie und neben ihr die Tochter! Ein Zug von Glück und Zufriedenheit flog über das weitergebräunte treuherzige Gesicht des alten Herrn. Er verdoppelte seine Schritte und zog dann unter neckischem Geplauder Frau und Tochter in die Wohnstube, wo der dampfende Kaffee und die so beliebten Waffeln ihrer schon warteten, denn es war der zweiundzwanzigste Hochzeitstag, und der mußte gefeiert werden.

Als die drei Menschen so lachend und plaudernd um den Kaffeetisch saßen, gaben sie ein treffliches Bild des reinsten Familienglücks ab. Wenn das Sprichwort: „Was sich netzt, liebt sich!“ wahr ist, so mußten sich der Oberförster und seine Tochter sehr lieb haben, denn kleine schelmische Neckereien und lustige Witze kamen von hüben und drüben und warfen auf die für gewöhnlich ernsten Züge des jungen Mädchens einen Schimmer des Frohsinns und kindlicher Heiterkeit, daß der Oberförster mehrmals innehielt und lachend zu seiner stillen sanften Frau sagte:

„Gelt, Alte, meinst Du nicht auch, daß unsere Gertrud jünger statt älter wird? Mädel, Mädel, wirst in ein paar Wochen zwanzig Jahre, hast Körbe nach Noten ausgeheilt, aber ich wette zehn zu eins, daß wenn der neue Oberförster aus Buchenhaide kommt (weiß der liebe Himmel, der Mensch läßt schrecklich lange auf sich warten!), er die Meinung gewinnt, daß Du erst siebzehn oder achtzehn Jahre alt bist.“

Ein feines Roth überflog die zarten Wangen des jungen Mädchens, dann erwiderte sie lachend:

„Papa, Papa! Herrn Römer wird es nicht schwer werden, sich eine Meinung von mir zu bilden, denn Du bleibst trotz aller meiner Bemühungen eben unverbessert. Schon in der ersten Stunde wirst Du ihn mit allen Vorzügen Deiner Tochter bekannt gemacht haben. Aber nimm Dich in Acht! Herr Römer soll ein sehr geistiger ernsther Mann sein, und da könnte es kommen, daß er der Meinung ist, daß Du der beste nachsichtigste Papa von der Welt und so närrisch verliebt in Deine Tochter bist, daß Du für Tugend ansiehst, was jeder andere mitteliebig belächelt!“

„So? Meinst Du?“ neckte der Alte weiter. „Also ernst ist der neue Nachbar? Woher hast Du denn das? Du kümmerst Dich doch sonst nicht — Gott sei's geklagt! — um die Männerwelt!“

„O, von Herrn Römer weiß ich noch viel mehr!“ versetzte Gertrud.

„Und das wäre? Kind, ich glaube es nicht eher, als bis Du mir alles haarklein erzählt hast!“

„Nun so höre: Herr Römer ist weder zu groß noch zu klein, furchtbar heftig, hat den ersten Abend schon mit dem alten Freund gekant, schalt die Arta neulich, weil die Eimer nicht geschonert waren, sitzt neben Frau Katherinen's Bett, wenn diese krank ist, und reitet trotz Sturm und Regen nach der Stadt, um Medizin für sie zu holen, weil er fürchtet, Brand könne sie bei seinem Alter nicht zeitig genug nach Hause bringen. Was sagst Du nun, Papa?“ fragte sie mit triumphirender Miene.

Der Oberförster schlug die Hände über den Kopf zusammen.

„Seit wann bist Du denn die Chronique scandaleuse unserer Gegend?“ fragte er.

„Aber, Papa, hast Du denn ganz vergessen, daß Du an vier Wochen so heftig das Podogra hattest und Dintel Weiher verweist war? Wer mußte denn da für Dich Geschichten sammeln? Glaubst Du, unser Jäsch ließe einen Vogel los, den er einmal in seinen Klauen gehabt? Seitdem ich damals auf seine dummen Schwärereien hörte, darf ich mich nur in der Küche oder im Stall blicken lassen, um alles, was sich weit und breit zuträgt, zu erfahren; daß Buchenhaide, wo seine Braut lebt, das Hauptthema all seiner dummen Klatschereien bildet, ist natürlich.“

Der Oberförster wollte etwas erwidern, als er durch das Geräusch eines heranrollenden Wagens unterbrochen wurde.

„Nun, da schlag doch gleich das Donnerwetter drein,“ rief er, „wenn man vom Wolf spricht, dann ist er nicht weit! Gertrud, mein Kind, ist das nicht der alte Freund?“

Haftig stülpte er die grüne Mütze auf den Kopf und begab sich eiligen Schrittes vor die Hausthüre, um den Gast willkommen zu heißen, während Gertrud aufstand, um eine Tasse für den Ankömmling zu holen. Sie kam zeitig genug zurück, um zu sehen, wie der Fremde die herzliche Begrüßung der Mutter mit einigen höflichen Worten erwiderte, ihr eine Verbeugung machte und eine Minute später mit dem Vater in ein eifriges Gespräch verwickelt war, in welchem dieser natürlich sein Stedenpferd: die Landwirthschaft, ritt und nicht begreifen konnte, wie sein verstorbener Nachbar in Buchenhaide sein Land habe verpachten können. Er machte das ungläubige Gesicht von der Welt, als sein junger Gast ihm mit wenigen Worten erklärte, daß er, falls die Regierung ihn im Amt bestätige, das Gleiche thun wolle. Dessenungeachtet schien das Thema Römern zu interessieren, denn er warf keinen einzigen Blick auf die Damen und richtete nur dann an sie das Wort, wenn die Höflichkeit es durchaus erforderte; das war freilich nicht ganz selten, denn es war Baum unumgänglich, mit Frau und Tochter in einer Stube zu sein, ohne sie ins Gespräch zu ziehen.

Gertrud hatte mehrmals Ursache zu erröthen, wenn der Vater nach alter Manier die Vorzüge seiner Tochter ans Licht ziehen wollte. Nein, diesem ernstern finstern Mann, der so

wenig dem Bilde entsprach, daß sie sich von ihm entworfen hatte, wollte sie nicht als Zielscheibe der Redereien ihres Vaters erscheinen! Sie packte bei erster Gelegenheit ihre Handarbeit zusammen und setzte sich mit ihr auf die mit Glasfenstern versehene Veranda.

Es war ein gar liebliches Bild, welches jetzt das junge Mädchen darbot. Die blonden Haare, die in breiter Flechte ihr Haupt wie mit einem Diadem schmückten, glänzten in dem verglimmenden Schein der untergehenden Sonne. Um den seingeförmten Mund spielte ein Zug, der von Troß aber doch auch von Selbstbeherrschung und Kühnheit sprach — hinter der hochgewölbten Stirn schien mehr als ein Gedanke zu lagern, der die engen Grenzen ihrer Heimstätte weit überflog, in den großen sprechenden Augen lag jener Glanz, der den Menschenfemmer unwillkürlich fesselt. Das dunkelblaue Hauskleid von weichem wollenen Stoff, schmiegte sich fest an die elastischen Formen des Körpers und der einfache schmale Reimwandkragen um den Hals, sowie die blendend weiße Schürze verliehen der ganzen Gestalt etwas so liebreizendes, hausmütterliches, daß es eben all der Menschenjchen, die Römer besah, bedurfte, um achtlos daran vorüber zu gehen.

Gertrud war es gewohnt, daß ihr von allen Seiten Huldigungen entgegengebracht wurden, und diese Nichtachtung berührte sie tiefer, als sie ihrem lautlosenden Herzen eingestehen wollte. Vergebens grübelte sie darüber nach, und sie mußte sich endlich mit aller Kraft aus dem dumpfen Sinnen aufrütteln, das ihrer Natur sonst gar nicht eigen war. Kegerlich über sich und die ganze Welt eilte sie in den Garten und suchte dort Herrin ihrer Bewegung zu werden, indem sie Schneeglöckchen und die ersten zarten grünen Frühlingsblättchen zum zierlichen Strauße band. Mit jeder Blume, die sie pflügte, wurde sie innerlich ruhiger, und als sie sie später der kranken Mutter überreichte, strahlte ihr Antlitz schon wieder in alter frischer Heiterkeit. Eilig machte sie sich nun daran, den Thee zu bereiten; das Wasser lodte so lustig in dem blankgeputzten Messingkessel über der Verzetslampe, es gab so viel kleine Pflüchten zu erfüllen, die Gertrud am Theetisch erwarteten, daß das junge Mädchen von Minute zu Minute ihre Befangenheit mehr verlor und es bald über sich vermochte, den Redereien des Papa mit jener Kedheit und Schelmerei zu begegnen, die eben nur da möglich sind, wo das Herz rein von Kofetterie ist und sich gibt wie es ist.

Lag es nun an diesem heiteren ungebundenen Ton, welcher so häufig ansteckend wirkt oder daran, daß es in der warmen Stube doppelt gemüthlich wurde, seitdem sich der Sturm von neuem erhoben hatte und den Regen prasselnd an die Fenster Scheiben schlug — der kalte ernste Gast thate etwas auf. — Seine Erwidierungen, die freilich stets einen anderen Standpunkt als den seines Gegenüber dokumentirten, waren weniger schroff und kaltböflich, ja als die Rede zufällig auf seine Wirthschaft und Frau Katherine kam, belebte sich seine finstere Miene, und er erzählte mit freudig erregtem Ton, daß diese die Erkältung so weit glücklich überwunden habe, daß sie heute schon etwas im Freien gewesen sei. Sie habe im Garten nach Schneeglöckchen gesucht, leider aber keine finden können.

„Wollen Sie nicht diese für sie mitnehmen?“ fragte Gertrud, indem sie dem Gast das Sträußchen hinhielt, das sie gepflückt hatte, „für die Mutter finde ich morgen früh schon andere.“

Einen Augenblick lang ruhte Römers dunkles Auge wie gebannt auf den lieblichen Zügen des Mädchens, dann legte er die Blumen auf den Tisch und sagte mit verhaltener Stimme, der die Gefliffenheit, nicht allzu abwehrend erscheinen zu wollen, anzumerken war: „Ich danke in Katherinens Namen; leider bin ich ein so schlechter Ueberbringer von dergleichen zerdrückbarer Waare, daß ich fürchten muß, die armen Blumen werden in traurigen Zustände in ihre Hände gelangen.“

„Bitte, bemühen Sie sich nicht,“ rief Gertrud heftig heraus, und ein funkelnder, zorniger Blick traf ihn aus ihren glänzenden Augen. „Jah geht morgen so wie so nach Buchenhaid, und ich werde mir erlauben, der alten Kranken durch ihn einen frischen Strauß zu schicken.“

Sie zog die Blumen hastig zu sich heran, bog sich über ihre Arbeit und war emsiger denn je beschäftigt, das Röckchen fertig zu nähen, das ein krankes Kind im Dorf erhalten sollte.

Oberförster Baum war zu sehr in die Darlegung seiner politischen Ansichten vertieft, als daß er Notiz von diesem kleinen Intermezzo genommen hätte. Ob die Mutter es bemerkt hatte, mußte Gertrud nicht. Sie sah nicht auf und bemerkte es nicht, daß Römers Antworten wieder einsilbig und zerfrennt wurden. Was hatte er ihr denn gethan, daß sie so heftig, so aufbrausend gegen ihn war? Und was ging es sie an, ob er darüber zürnte oder nicht? War er denn wirklich erjümt?

Nein, sie mußte aufsehen, mochte es ihr Leben kosten, sie mußte wissen, ob der Mann mit der ersten, gedankenschweren Stirn ihre Ungezogenheit beachte oder nicht?

„Er ist mir räthselhaft,“ dachte sie, indem sie sich von neuem über ihre Arbeit beugte, „anstatt mich anzusehen, starrt er das dumme verhängnißvolle Bouquet an. Ob er wohl bemerkt hat, daß ich die Blumen vorhin mehr zerdrückt habe, als er es vielleicht unterwegs gethan hätte.“

Erschreckt fuhr sie empor, als Römer darum bat, für ihn anspringen zu lassen.

Der Vater begleitete den Gast bis an den Wagen, kehrte dann zurück und rief aus: „Kinder, ich wette zehn zu eins, der Mann hat ein böses Gewissen!“

Die Mutter wollte beschwichtigen; sie hob hervor, daß ein solcher Mensch keine so klaren Augen haben, nicht so fest und selbstbewußt auftreten könne — aber Baum blieb bei seiner Behauptung.

„Was meinst Du denn, Gertrud?“ wandte er sich an seine Tochter.

Es blieb unentschieden, ob sie die Frage gehört hatte oder nicht. Sie schlug in dem Augenblick die ersten Akkorde zu einer jener Volksmelodien an, die so tief ergreifen, weil in ihnen die Sehnsucht nach einem fernem unbekanntem Glücke liegt.

Als der Oberförster nach dem Abendbrot wie gewöhnlich nach dem „Goldnen Stern“ ging, um mit dem Farrer und den Doktor beim Gläschen Bier eine Stunde zu verplaudern, rückte Gertrud eine Fußbank an das Sopha, auf dem sie vorher ihre Mutter saust gebettet hatte, setzte sich darauf und barg ihren Kopf in der treuen Mutter Schoß.

„Hast Du geweint, mein Liebling?“ fragte diese besorgt, indem sie mit der Hand über die seidnenweichen Haare der Tochter fuhr. Als keine Antwort erfolgte, fuhr sie liebevoll fort: „Mache Dir keine unnötigen Sorgen, mein Herzenskind; denke daran, daß Vater und ich nur einzig und allein Dein Bestes wollen und so sehr wir auch die Heirath mit dem Baron von Fink wünschen — denn er ist weit und breit der Reichste und eröffnet Dir eine glänzende Zukunft — so werden wir doch auch nicht unglücklich sein, wenn Du am Sonntag „Nein“ sagst. — Was denkst Du, mein Kind?“ fragte sie zärtlich, als Gertrud in ihrem Schweigen verharrte.

„Ach, Mama, wer denkt denn an den Baron Fink? Was ich ihm antworten werde, weißt Du, ohne daß ich es sage; meinnetwegen hätte gleich vorgestern das „Nein“ auf seinen Brief erfolgen können, aber Papa wünschte acht Tage Bedenkzeit. Nun wohl, was geht es mich an? — der Baron wird nicht vor Unruhe sterben!“

„Aber wie Du aufgeregt bist und wie Du redeßt, Kind! Du weißt sehr gut, daß er Dich innig liebt, und daß er ein braver gutmüthiger Mensch ist.“

„Gutmüthigkeit ist meist mit Dummheit gepaart und ich bedanke mich, meinen Herrn Gemahl am Gängelband zu führen. — Nein, Mamachen,“ fuhr sie dann mit herzzgewinnendem Schmeicheln fort, als wolle sie ihre Heftigkeit wieder gut machen — „laß mich nur machen, ich —“ Sie sprang hastig auf und ging mehrere Male durchs Zimmer, dann fiel sie der Mutter um den Hals und küßte ihr ins Ohr: „Ich will so glücklich werden wie Du, und hast Du mir nicht oft gesagt, daß Papa Deine erste und einzige Liebe war?“

(Fortsetzung folgt.)



„Nach einer sehr guten Nacht befinden sich Se. Majestät der Kaiser und König wohl.“

Dr. v. Lauer. Dr. v. Langenbeck. Dr. Wilmsh.

Szene vor den Bulletin an der Rückseite des kaiserlichen Palais in der Behrenstraße. Nach dem Leben.

Von A. Ebrard.

I. Nach dem Süden.

Die Gegend einmal mit eigenen Augen zu sehen, welche der Schauplay des merkwürdigsten Guerillatriebes gewesen, wo Glaubensmuth und Freiheitsinn mit psychisch-franker Erregung und unheimlichem Fanatismus sich mischten, wo ein haufen Hirten und Bauern drei Jahre lang den Heeren des mächtigsten Monarchen und widerlichsten Tyrannen Widerstand leisteten und den Stolzesten der Stolzten endlich zu einem Friedensvergleich nöthigten — das war von Jugend auf mein stiller Wunsch, dem keine Erfüllung zu winken schien.

Da kam neuerdings ein zweiter mächtiger Antrieb hinzu. Daß nach der eigenen Herkunft zu forschen nicht immer gefahrlos sei, lehrt der Mythos des Oedipus. Harmloser wird die Sache, wenn Namen und Tradition der Familie die Gewißheit geben, von einem Geschlecht jener Hugonotten abzustammen, die zur Zeit der Aushebung des Ediktes von Nantes ihr Vaterland verließen. Hätte ich nur gewußt, aus welcher Gegend Frankreichs sie gekommen, wie gerne hätte ich diesen alten Sig der Väter angeseht! Mein Haar war bereits grau geworden, als ein glücklicher Fund, ein Eintrag in einem heftigen Kirchenbuche, mir die urkundliche Gewißheit gab, daß mein Ahne aus den Sevennen gekommen, und in welcher Ortschaft derselben er seine Besigungen gehabt. Und als nun vollends statt des dortigen Pastors, an den ich mich brieflich wandte, ein Mann meines Namens mir Antwort gab und es sich herausstellte, daß ein Zweig der Familie dort in zahlreichen Vertretern, der reformirten Kirche in den Zeiten hundertjähriger Drangsale treu geblieben, noch existire, und als jener Verwandte mich dringend zu einem Besuche einlud, da war mein Entschluß gefaßt.

Die Sevennen gehören nicht zu den vielbesuchten Gegenden; die Bewohner von Nîmes halten dort etwa ihre Sommerfrischen; wir Deutsche wissen im ganzen wenig von diesem merkwürdigen Gebirge mit seinen alpinischen Formen, seiner alprovençalischen Sprache, seinen eigenthümlichen Kulturzuständen. Die letzte einigermaßen eingehende und doch sehr ungenügende Beschreibung hat im Anfang unseres Jahrhunderts M. de Nîmes in seiner Reise durch Südfrankreich gegeben. Es war so viel, als bei flüchtiger Durchwanderung sich seinen beobachtenden Blicken darbot. Im Schoße sevennensischer Familien ein paar Wochen lebend, war ich im Stande, die Gegend und das Volk und seine Art, Sitte, Sprache und Kultur genauer kennen zu lernen, als dies einem durchwandernden, auf die Gasthöfe beschränkten Touristen möglich ist.

Was ich zu bieten vermag, dürfte leicht allgemeineres Interesse erregen. Manche Vorurtheile sind über die Sevennen verbreitet. Sprachen doch vor meiner Abreise Bekannte ihre Verwunderung gegen mich aus, daß ich ein so steriles ödes Gebirge mir zum Reiseziel ersehen. Solche Warnungen konnten mich nicht irren machen. Muthig entschlossen reiste ich in der heißesten Jahreszeit, Mitte Juli, weil da die Sevennen von Wolken frei sind, dem heißen Süden zu.

Es war ein sonniger Julimorgen, als der Dampfzug mich von Lyon nach dem tieferen Süden trug. Ein leichter Nebel lag über dem Strome, nicht was wir in Deutschland uns unter Nebel zu denken pflegen, sondern ein transparenter Duf, aus welchem die malerischen Ortschaften mit ihren flachen, schon ganz an Oberitalien erinnernden Dachgiebeln nur um so reizender hervorleuchteten. Immer bedeutender werden die Hügelketten, hinter denen die Grate der Sevennen erst herübersehen. In der Ebene des Stromes zeigen sich immer zahlreicher die Maulbeerbäume mit ihrem prächtigen sattgrünen Laube. Hohe Thäler sind reihenweise dicht neben einander gepflanzt und bilden dunkelgrüne Mauern, um die Maulbeere wie die Gemüsepflanzen gegen tödtliche Nordwinde zu schützen. Milder geschützt gegen Witterungseinflüsse sind die Wohnungen der Landente. Sie sind aus Stampferde gebaut. Ein Gemenge von Lehm und Kies wird in hölzerner Form zur untersten Schicht einer Mauer geformt; ist dies Stück an der Sonnenwärme ge-

trocknet, so wird die Form gehoben, neu mit Masse gefüllt und so wachsen Schicht um Schicht die Wände des Hauses empor.

Bei Nieme treten die Höhen von beiden Seiten dicht an den Strom heran und höhere Sevennengipfel schauen rechts herüber. Wir sehen die Zweigbahn nach Annonai, wie sie drüben auf dem rechten Ufer an feiler Halde emporflimmt, um dann in ein Seitenthal sich zu verlieren. Aber bei Valence öffnet sich nochmals das Thal des Rhone zu einer Ebene, die den freien Blick nach Osten, nach den Alpen der Dauphine, dem Obions und seinen Nachbarn gewährt. Prächtig kühn steigen die blauen Faden und Schroffen empor. Von Livron an treten die Ausläufer der Alpen und die der Sevennen wieder hart an einander und lassen dem Rhone nur schmalen Raum zwischen sterilen Felsenhöhen, die mit niedrigem Gestrüpp spärlich bewachsen sind. Die Höhengestrüpp nimmt es sich von ferne aus, es ist aber ein neuer Bote des Südens: die immergrüne Eiche, le chêne vert genannt, die uns hier in ihren ersten freilich noch kümmerlichen Exemplaren entgegentritt, um dann in den südlichen Sevennen und in der Küstenebene der Vaunage eine so wichtige landschaftliche Rolle zu spielen. Unserer deutschen Eiche, dem chêne blanc, gleich sie wenig; ihr Wuchs erinnert an den der Erle; die 2—3 cm langen lanzettlichen, nicht gelappten, sondern gegähnt-geägten Blätter sind auf ihrer Unterseite mit weißlichem Filz bedeckt, wie die unserer Silberpappel; die kleine fuglige Eichel ist fast ganz in den gelben filzigen Becher eingeschlossen.

Diese Thalenge südlich von Livron ist das dritte und letzte Portal zum Südländ; sie öffnet sich oberhalb Orange nach der heißen Küstenebene des Lwengolfs. Von Nordosten her schaut die mächtige Pyramide des Ventoux in diese Ebene herein; an den Ventoux reißt sich südwärts ein Wall schroffer Felsenberge, der bis gegen Arles hin sich fortzieht und die Ebene nach Osten hin wie eine Mauer abschließt. Dagegen schwinden im Westen die Sevennen und sinken zu unbedeutenden Hügeln herab. Die Vegetation hat sich verändert; allenthalben zeigen sich Olivenpflanzungen mit ihrem grau-grünen fettig glänzenden Laube. Rasch eilen wir an Nagnon vorüber; der päpstliche Palast, an Zeiten erinnernd, die seine Glanzperiode des römischen Stuhles waren, deckt mit seiner breiten Fronte — drei Pavillons und zwei courtinenartigen Zwischenhöfen — das ganze Städtchen. Eine wunderliche Felspartie zur Rechten der Bahn reizt die Aufmerksamkeit; es sind unbedeutende Hügel kahler, schneeweißer, warmorgänzender Kalksteins, auf dem einiges Gestrüpp des chêne vert hie und da nipst; aber in der Einbuchtung, und wo immer einige Erde zwischen den Felsen lagert, ist der Delbaum angepflanzt; ein kleines Gehölz mitten darin ist die Wohnung des Pflanzers. Diese scheinbar so sterilen und doch den Fleiß der Menschen reichlich lohnenden Felsenhöhen, die wir bald in Masse werden kennen lernen, nennt man Garriken (garrigues). Sie gehören geologisch recht eigentlich den Sevennen an; es sind deren, in das Alluvium der Küstenebene bis an den Scheitel versenkte letzte Ausläufer, und so ist denn auch diese hügelige Ebene der Garriken — la Vaunage (nicht le Vaunage) — stets geschichtlich zu den Sevennen gerechnet worden.

Der Zug rollt auf Tarrascon zu. Eine malerische Burg ruine auf steilem Hügel fällt mir von weitem auf; ich kenne sie aus Abbildungen, das muß Beaucaire sein, der Schauplay des alten Lay von Aucassin und Nicolette. In der That, kaum haben wir hinter Tarrascon die Rhone zum letzten Male überschritten, so ruft der Schaffner: Beaucaire, und vor dem Bahnhof haltend, sehe ich das Schloß des stolzen Grafen Garin aus grünem Haine ragen, und im Ohr klingt mir das duftige Lied, welches Platen dem Aucassin an seine Nicolette in den Mund legt:

Dich mit vertraulichen Armen umranken,

Und empfinden, wie nahe du bist —

Sprich, ob nicht von allen Gedanken

Einer der lieblichsten dieser ist.

Aber auch eine erstere Erinnerung kommt mir zu Sinn, an den heldenmüthigen edlen „Prediger der Wüste“ Fulcran Rey,

der auf dem Marktplatz zu Beaucaire den schimpflichen Tod des Wissethüters starb, weil er den in den Sedennen verübten Reformirten wider des Tyrannen Verbot heimlichen Gottesdienst gehalten.

Man eilt der Jagd auf Nismes zu. In einer Bucht von Garriken liegt die freundliche Stadt gebettet, und die Tourmagne, dieser alte römische Wachthurm, schaut auf ihr Alter und auf ihre Gegenwart herab.

II. La Vaunage.

„Voyez ces vignes!“ sagte zwischen Beaucaire und Manduel ein mir gegenüberstehender Herr. „Plait-il, monsieur?“ fragte ich, in der Meinung, ihn falsch verstanden zu haben; denn von Weinbergen war ja weder rechts noch links von der Bahn eine Spur zu erblicken, nur öde Ackerflähen bis ins Endlose hinaus. Ach, das waren eben „ces vignes“, auf welche der Mann mich aufmerksam machen wollte; so sehen Weinberge aus, in denen die Phylloxera ihr infernales Werk vollbracht hat. Welfende abgeknagte Zweige zeigen den Beginn dieses Wertes an, völliges Verschwinden des Stodes bis auf den kurzen Stamm oder Strunk die Vollendung. Ebenso sind südlich von Nismes bei Lunel die Weinberge zerstört, theilweise schon von Menschenhand in Weizenfelder umgewandelt; der süße Lunel existirt nur noch als Nothe. Es ist ein enormer Kapitalverlust, den das unglückliche Land erlitten hat, und die Phylloxera ist das stehende Gespräch in allen Bahnzügen und Gasthöfen.

Als ich auf der Tourmagne stand, hatte ich eine wunderherrliche Aussicht; der Pic de St. Loup erschien, von der Seite gesehen, wie eine aufgerichtete Messerspitze, im Westen sehr steil ansteigend, im Osten fast senkrecht abfallend; die tour de Constante bei Nismes war mit bloßem Auge deutlich zu erkennen, und wenn sich mir gestern morgen bei Genf der Montblanc in voller Silberpracht enthielt hatte, so erschien heute Abend der Canigou, dieser westlichste Pyrenäengipfel, als lichtblaue Wolke hell und klar am Horizont. Die Ebene aber, die zwischen mir und jenen Hauptpunkten lag, hatte durchweg, soweit sie nicht vom Grau der Garriken unterbrochen war, einen fahlgelben Ton. Mir fiel dies nicht auf, nach eingehmster Ernte sehen unsere Ackerflähen mit ihren Stoppeln ja auch nicht anders aus. Der freundliche Concierge aber, der mir den Thurm und seine Aussicht zeigte und erklärte, sagte wehmüthig: „Vor wenigen Jahren noch war diese ganze Ebene um diese Jahreszeit ein ununterbrochenes Grün der Reben, jetzt ist sie eine Wüste geworden.“

Doch genug von diesem niederschlagenden Kapitel! Ich logirte in Nismes im freundlichen Hotel Mannivet, dicht neben dem neuen Theater und nicht weit von dem alten Amphitheater. Mir gegenüber hatte ich die Maison carrée, diesen prächtigen Tempel mit seinen schlanken korinthischen Säulen. Aber die römischen Alterthümer von Nismes zu beschreiben, liegt außer meiner Aufgabe; sie sind oft und gründlich genug geschildert und wissenschaftlich untersucht worden.

Wenden wir uns von den leblosen Steinen den lebenden Wesen, dem Geschlechte der Gegenwart zu. Ich war in gespannter Erwartung gewesen, wie man mir als Deutschen begegnen würde; aber jede Beforgnis in dieser Hinsicht ward bald zerstreut. „Vous n'êtes pas Français, Monsieur,“ sagte mir ein Mitreisender, als ich im Gespräche irgend einen Ausdruck nicht sogleich fand. „Je suis allemand,“ war meine Antwort. „Mais, monsieur,“ entgegnete er, „vous n'avez pas l'accent allemand.“ Er meinte, ich müsse ein Belgier sein; ich versicherte ihm, daß ich Deutscher sei, und er blieb so freundlich und höflich wie zuvor. Den Krieg von 1870–71 und den Verlust des Elsaß zu berühren, vermied man auf Bahnzügen und in Gasthöfen gänzlich; oft dagegen wurde ich gefragt, wie es mit dem Handel in Deutschland stehe, wo ich denn keine besonders roßigen Schilderungen zu geben im Stande war. Was sich aber überall gleich blieb, das war die Höflichkeit, Freundlichkeit und zuvorkommende Gefälligkeit der Franzosen. Und ich habe nicht bloß mit Personen der höheren Stände verkehrt; die „chaleur accueillante“, worüber die Zeitungen jener an Wärme doch gewöhnten Landstriche klagten, be-

wog mich, von Lyon nach Nismes dritte Klasse zu fahren, wo vier Coupés oben gegeneinander offen sind und man die Jugluft von acht Fenstern genießt. Ich bin mit Detonomen, Landeuten und Soldaten zusammengesessen — die Freundlichkeit und Gefälligkeit, die Bereitwilligkeit, mir über jede gestellte Frage Auskunft zu geben, war immer dieselbe. In Nismes erlebte ich hiervon ein wahrhaft ergötzliches Beispiel. Ich wollte einen Herrn N. aufsuchen und fragte die Concierge in der Maison carrée, ob sie nicht zufällig seine Wohnung kenne. „Nein,“ sagte sie, „aber gehen Sie dort zu jenem Libraire, der kann Ihnen auf jeden Fall Auskunft geben.“ Gut, ich trete in den Laden, und die als Libraire fungirende Dame nennt mir sofort die betreffende Straße. „Nach welcher Richtung muß ich gehen, um in die Straße zu gelangen?“ frage ich. „Sie sind fremd hier?“ sagte sie; „Nein wird mit Ihnen gehen und Ihnen die Straße zeigen.“ Ein freundlicher Ladenjunge macht sich sofort mit mir auf den Weg; wir durchschreiten und kreuzen ein halbes Duzend Gassen und Gäßchen. „Voici la rue,“ sagte er endlich, „mais je ne connais pas la maison; voilà un boulangier, nous lui demanderons.“ Wir treten in den Bäckerladen ein. „Nicht in dieser Straße,“ sagt der Bäcker, „wohnt Herr N., sondern zwei Straßen weiter; aber ich werde Sie begleiten.“ Und sofort verläßt er seinen Laden, und den Buchhändlerlehrling auf der einen, den Bäckermeister auf der anderen Seite lege ich meinen Weg fort und gelange so richtig an die gesuchte Wohnung, wo ich mit einem herzlichen: „mille et mille remerciements, messieurs!“ mich verabschiede.

Dieselbe Zuvorkommenheit fand ich in meinem Hotel Mannivet, das ein liebenswürdiger Herr höheren Standes, der der Hitze wegen ebenfalls die dritte Klasse gewählt, mir empfohlen hatte. Dagegen machte die Art der Bedienung bei Tafel dort und in der ganzen Gegend mir einen befremdenden Eindruck. Im Hotel de Bordeaux in Lyon hatte ich zum letzten Mal des Abends nach der Karte gespeist. Im tieferen Süden sind Speise- und Weinfarte ein unbekanntes Möbel. Um elf Uhr ist Dejeuner, um sieben Uhr abends Diner. Vor jedem Couvert steht eine große Flasche rothen Weines; ein jeder trinkt, soviel ihm beliebt, in der Rechnung macht das keinen Unterschied. Solch eine Flasche feurigen Weines, den Jedermann mit Wasser zu mischen pfllegt, kommt ja in der Gegend nur auf vier Sous zu stehen! Der Kellner geht nun mit einer Schüssel von Gast zu Gast, nennt das Gericht, und wenn man den Wunsch zu erkennen gibt, davon zu genießen, so legt er vor. So kommt ein Gang um den andern. Das ist recht interessant, aber insofern doch unangenehm, als man nie weiß, was und wie viel noch nachfolgen wird, sich also durchaus nicht nach seinem Appetit einrichten kann, sondern gleichsam im Trüben fischen muß. Von kräftig-nährhaften Speisen ist ohnehin keine Rede, es sind gute Bißchen und Delikatessen, die in bunter Reihe aufeinander folgen. Eines der Dejeuners beispielsweise begann mit einem zweifelhaflichen Mischelthier, das, wenn ich recht verstanden, plovis genannt und wie die Auster gegessen wurde, der sie an Geschmack sehr glich; dann folgte kalter Schinken ohne Zuthat, dann Melone, dann Kartoffelsalat für sich allein, dann eine Art guter kleiner Seezische, dann Hammelsrippchen (leider nach Landesfite sehr ungar und zäh), dann ein Gericht weißer Bohnenerne (fèves), endlich Pfirsiche und Noquefortkäse. Das Diner am nämlichen Tage bestand aus Kalbskopfragout, Seezische (muge, der mugil der alten Römer), eingemachten ganz jungen Hähnchen mit Champignons, kleinen in Del gebadenen Schnittchen, grünen Bohnen (haricots), Hammelsfleisch mit Salat, Verdun oder andern armen Singvögeln, einer süßen Speise, Pfirsich und Käse. Mit der Vertretung der Butter durch das köstliche reine Olivenöl konnte ich mich sehr wohl befreunden, als eine Noheit dieser südlichen Küche muß ich dagegen die Anwendung der scharfen Gewürze — des piment oder poivron und der Tomaten — bezeichnen, womit alle Saucen und Gerichte förmlich überzegt werden, und welche den eigenen Geschmack der Speisen geradewegs zudecken. Von den verschiedenen trefflichen Seezischen schmeckt einer wie der andere, weil man eben nur den spanischen Pfeffer und die Tomaten — oder bald gar nichts mehr schmeckt; denn einem

an diese Kost nicht gewöhnten Nordländer schwellen alsbald Zunge und Lippen und springen auf. Wie sehr auch die inneren Organe darunter zu leiden haben, sollte ich bald erfahren, und doch ist es unmöglich, diesen schädlichen Einflüssen sich zu entziehen, wenn man nicht verhungern will.

Die Bannage geht unmerklich in die Küstenebene über, welche im Osten von dem schönen Bergzuge begrenzt wird, der die Sevannen mit den Pyrenäen verbindet, und dessen vorspringende Bastion der prächtige Pic de St. Loup ist. Saubere liebliche Hügelketten mit grünen Pflanzungen, Dörfern und Villen bedeckt, strecken sich in die Ebene herein, und einen dieser Hügel hinauf zieht sich stolz und freundlich die alte Universitätsstadt Montpellier, einst eine place de sûreté der Hugonoten. Mons pistellanus „Mühlberg“ ist die älteste urkundliche Schreibung ihres Namens; derselbe hat sich schon im zwölften Jahrhundert in Mons pessulanus verschliffen. Damals herrschten die domini Montispessulani, die „Grafen von Montpellier“, wie man sie wohl auch nennt, obgleich sie den Grafentitel nie führten, von Wilhelm I bis Wilhelm VII, über die Stadt und über deren nicht unbedeutendes Gebiet, und lagen in blutigen Fehden mit den nachbarlichen Grafen von Substancion oder Melgueil. Seit der Aufhebung des Ediktes von Nantes gehört meine Familie von ganzem Herzen dem bürgerlichen Stande an, aber einen poetischen Reiz hatte für mich beim Eintritt in Montpellier doch der Gedanke, daß einem meines Namens in Gemeinschaft einiger anderen Vasallen Wilhelm III von Montpellier die Hut und Herrschaft der Stadt übertrug, als er selbst (1114) zum Seefampf gegen die Sarazenen der Balcareen auszog. Daß er ihm nachmals zum Dank

für seine Dienste ein Haus bei St. Firmin geschenkt, ersah ich nachher im Archiv der Präfektur. Wie mag damals, vor acht-halb Jahrhunderten, Montpellier ausgesehen haben? Heutzutage zieht ein „Boulevard“ mit Bäumen rechts — und ein baumloser mit stolzen Häusern links um die Stadt, und auch die Marktstraße, die ins Innere führt, ist breit und prächtig. Aber selbst die engen und winkligen Straßen des alten Innern haben immerhin ein stattliches Aussehen und erinnern etwa an die Straßen Nürnberg's zwischen der Weste und dem Dürersplatz.

Von Montpellier fuhr ich in einer halben Stunde zwischen den seichten Salzjümpfen der Etangs hin nach Palavas an die offene See. Palavas ist ein Dünendort mit Dänenwind und Dänenland, Seebad und theuren Restaurationen. Die ersten beiden peitschten mir ins Gesicht; vom dritten machte ich mit Fremden Gebrauch und schwamm, so gut es die unzuweckmäßige dickwollene Badekleidung erlaubte, fröhlich in die warme Flut hinein und ließ mich von den sanften Wellen schaukeln. Dem vierten Artikel zu entgehen, war keine Möglichkeit; ich hätte mir so gern einmal ein einfaches nahrhaftes Essen auf Bestellung machen lassen, aber dazu war Madame Managon nicht zu bewegen; eh hien, so wußte ferai un petit déjeuner war ihr stehender Refrain, und so rückten denn wieder die unvermeidlichen plovis, Krebse, Melonen, Hummerscheeren und Fische mit der ganzen Jubelhor Schleimhaut entzündender Gewürze heran, und das kleine Déjeuner kostete schließlich 4 Francs, während ich im Hotel Mannivet in Nismes für je einen ganzen Tag und Nacht nur 7 Frs. zu zahlen hatte. Am Abend fuhr ich nach Nismes zurück, um am folgenden Morgen die Bannage zu verlassen und den Weg in die eigentlichen Sevannen anzutreten.

Ein oft verkannter Freund der Gartenbesitzer.

Von Dr. Paul Friedrich.

Jeder, der einen Garten sein eigen nennt, hat gewiß schon im Hochsommer die Bemerkung gemacht, daß die Wände des anliegenden Wohnhauses, des im Garten selbst gelegenen Gartenhäuschens oder der einschließenden Mauern ganz bedeckt sind von langsam an denselben in die Höhe kriechenden Raupen. Es sind das meist die mit vollstem Recht gehästen und verfolgten Raupen des Kohlweißlings, die, nachdem sie an den im Garten gezogenen Kohlrarten und anderem Gemüse den gründlichsten Schaden angerichtet haben, sich nun einen Ort aussuchen, an dem sie sich verpuppen können. Wohl hat Alt und Jung das Ungeziefer nach Kräften gesammelt und getödtet, aber radikal hat das doch nicht geholfen, immer noch sind Raupen genug vorhanden, die den emsig suchenden Augen entgangen sind und das gehörige Alter erreicht haben. Sieht man nun nach ein paar Tagen wieder einmal an den Mauern nach, so bemerkt man, daß eine große Zahl von Raupen still und steif, wie todt dahängen und von einer gelblichen Masse umgeben sind. Die Raupen sind in der That abgestorben, oder doch wenigstens im Begriff zu sterben, die gelbe Masse aber besteht aus einer großen Anzahl kleiner gelber Cocons, welche denen, die der Seidenpinner liefert, ganz ähnlich aber unendlich viel kleiner sind. Auf diese Cocons möchte ich nun die Gartenbesitzer aufmerksam machen. Sie rühren nämlich von den Larven der sogenannten Schlupfweibchen her, den größten Feinden des gesammten Raupenthums.

Ueberall, wo Raupen leben, sind auch Schlupfweibchen thätig. Man erkennt sie leicht an ihrer ganzen Gestalt, und braucht sie nur einmal recht angesehen zu haben, um später zu wissen, ob man einen dieser kleinen Wärterfreunde vor sich hat. Leib und Bruststück hängen durch einen dünnen Stiel zusammen, die vier Flügel, die das Thierchen besitzt, sind geädert, und bei sehr vielen Arten — es gibt deren weit in die tausende hinein — bemerkt man auf der Mitte der Vorderflügel einen dunkleren Fleck. Die Fühlföhner sind lang, schwarzen Fäden vergleichbar, und in beständiger zitternder Bewegung. Viele Schlupfweibchen haben eine lange Legeröhre, mit deren Hilfe sie im Stande sind, ihre Eier an Orte abzulegen, die ihnen selbst nicht recht zugänglich sind, bei anderen ist die Legeröhre dagegen nur kurz. Will das Weibchen der Schlupfweibchen Eier legen, so kragt es eifrig umher und sucht sich sein Opfer auf. Die größeren Arten gehen den Raupen und ihren Puppen zu Leibe, die kleineren beschränken sich auf die nicht minder schädlichen Blatt- und Schildläuse oder auch auf die Eier der Insekten. Kräftig eine Schlupfweibchen eine Raupe an, die schon von einer anderen mit Eiern bedeckt ist, so sucht sie eine zweite Raupe auf, und es ist bewundernswürdig, wie gut diese kleinen Thiere wissen, wie viel von der Einnahrung anfangs wenig und lebt ruhig weiter. Die Schlupfweibchen in ihrem Innern kommen nun aus, und die Maden, die denselben entschlüpfen, richten sich im Raupenleibe hässlich ein. Sie nähern sich nur von den Theilen des Raupenleibes, die zur Erhaltung desselben nicht unbedingt nöthig sind, so daß der Gastwirth wider Willen sein Leben leidlich fristen kann. Man findet oft eine ganze Anzahl solcher Schlupfweibchenmaden in einer einzelnen Raupe

vor, ich erinnere mich zum Beispiel, daß ich vor einigen Jahren in einer Kohlweißlingraupe, die ich zu anderen Zwecken untersucht, nicht weniger wie 54 dieser Thierchen vorfand. Das ganze Thier war gestopft voll und lebte demnach. Haben die Schlupfweibchenmaden ihr gehöriges Alter erreicht, d. h. sind sie zur Verpuppung reif, so schlagen sie je nach der Art verschiedene Wege ein, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Die einen brechen von innen aus durch die Haut der Raupe und spinnen sich, während das geauhte Thier sich vor Schmerz windet und krümmt, an dreierlei Art, indem sie die Raupe zugleich an die Mauer oder den Baumstamm anheften, und bilden so die gelblichen Häufchen um die Raupe herum; andere lassen auf dem Rücken und an den Seiten der Raupe kleine weißliche Säulchen entstehen, wieder andere bleiben ruhig in der Raupe bis dieselbe abstirbt, worauf dann die Maden erst als Schlupfweibchen hervorkriechen. Wie schon oben gesagt wurde, legen einige Arten dieser Schlupfweibchen ihre Eier in die Puppen von Schmetterlingen. Findet man Puppen von Kohlweißlingen, deren Farbe ins bräunliche übergeht, so muß man diese schonen, denn sie stecken voll von Weibchenmaden, und man würde sich selbst Schaden anthun, wollte man dieselben mit der Schmetterlingspuppe zugleich zerstören.

Man glaube nicht, daß nur der Kohlweißling oder vielmehr dessen Raupe so stark heimgesucht wird; es gibt Schlupfweibchen, die eben so eifrig die Raupen des Kiefernspinners verfolgen, eines Schmetterlings, der in Tannwäldern durch seine Vernehmung kolossalen Schaden anrichten kann, wenn nicht, neben den allerdings nicht weniger thätigen Vögeln, auch die Schlupfweibchen sich ans Werk machen und das thürge zur Vertilgung der Raupen und Eier dieser Thiere beitragen würden. Einer Art will ich noch Erwähnung thun, die nur die Larven von Käfern als Niederlage für ihre Eier benutzt. Diese sucht die Stellen an Bäumen auf, wo, nur wenig von der Oberfläche der Rinde entfernt, eine Käferlarve sich zur Verpuppung ansetzt, schiebt mit ihrem spitzen Legerohr ein Loch durch die Rindendecke des Stammes und die Haut der Larve hindurch, legt in das Innere der letzteren ein paar Eier und kragt dann weiter, um an einem anderen passenden Orte das gleiche Manöver vorzunehmen. Woran die Schlupfweibchen es merkt, daß nahe unter der äußerlich doch nicht wesentlich veränderten Baumrindendecke eine Käferlarve liegt, die geeignet ist, die Eier der Weibchen aufzunehmen und zur Ausbildung gelangen zu lassen, wissen wir nicht, wir müssen uns auch hier wie so oft darauf beschränken, die Thatfache als solche zu konstatiren.

Schon die Raupen, die mit Schlupfweibchenpuppen bedeckt sind, sind dem Tode doch verfallen, aber aus ihren Leibern entsteht neues, junges Leben. Die leichtbeschwingten zierlichen Insekten, die den Cocons entschlüpfen, werden eifrig beschäftigt sein, zu verhindern, daß die Raupen nicht allzu zahlreich werden. Die Schlupfweibchen sind in Wahrheit Thiere, die keinerlei Schaden anrichten. Gibt es viele Raupen, so sind auch die Schlupfweibchen zahlreich, und umgekehrt. Immer wird ihre Thätigkeit nur solchen Thieren verderblich, die dem Menschen Schaden bringen.

Von D. W. Herbst.

III. Sozialdemokratie und höhere Schule.*)

Es war ein ganz anderes Thema, das mir im Sinne lag, als ich Ihnen einen weiteren kleinen Beitrag zu den großen pädagogischen Fragen der Zeit verhiess. Aber heute, unter dem Eindruck des jüngsterlebten — wer vermag andre Gedanken zu fassen oder festzuhalten, als die schweren sorgenvollen um Staat und Vaterland, um Ordnung, die Grundlage aller Freiheit, um den Bestand des Königthums und der Gesellschaft, um die Elemente nationaler, ja menschlicher und menschenwürdiger Kultur. Wenn je, so spizen sich heute die Fragen und Sorgen des Tages über ihre zeitliche Tragweite hinaus zu ewigen Existenzfragen zu, zu der Frage um Sein oder Nichtsein alles dessen was unser Leben lebenswerth macht. Wie ein grell-zuckender Blitz, so werfen die unmoralischen Thaten, die dicht hintereinander nach dem Haupte der Nation zielen, ihr unheimliches Licht auf die wahre Lage der Gegenwart und leuchten in den Abgrund hinein, der sich vor unseren Füßen aufthut. Und der dunkle Schweig gleicharteter Gesinnungszeugnisse zeigt uns den ungeahnten Umfang des Verderbens. Wir sehen die entsetzliche Krankheit, wir fragen angstvoll nach den Mitteln der Heilung. Sagt man, Unthaten der Art tragen ihre Reaktion in sich selbst, so mag das wahr sein, insofern die Gefahr weiterer Ansteckung in den gesund gebliebenen Theilen des Volkes für den Augenblick erschwert wird; aber die bereits angestrichelten werden um so stärker ergriffen, und sobald der Moment des Schreckens vorüber ist, setzen auch sie wieder ihr dämonisches Verjüngungswerk fort. Daß jene That keine Improvisation ist, daß sie ihre giftigen Wurzeln tief hinabstreckt in den gesammten Volkstörper, daß die Gesellschaft im ganzen eine moralische Verantwortung und ideelle Mitschuld trägt, das wissen wir alle. Ein langer verhängnisvoller Prozeß hat zu der Schreckensthat geführt, es wird in heißer Arbeit ein langer Prozeß nötig sein, um zurückzuerobern, um die tiefen Wunden zu heilen, die unserem armen Volke geschlagen worden. Zunächst freilich heißt es: das Vaterland ist in Gefahr; Staat thue deine Pflicht, deutsches Bürgerthum ermahne dich und erwehre dich deiner Tobfeinde; dulde nicht, daß ein vierter Stand mit dem Rechte des Gegenjages und permanenten Kriegszustandes sich etablire; schütte den schändlichen Terrorismus der wenigen ab, die nur durch Fanatismus und Desperation etwas vermögen. Ziehe dich nicht feige zurück vor einer Banditenbande, die deine edelsten Güter antastet. Aber über den Moment der Gefahr hinaus bedarf es einer allseitigen Kritik unserer Zustände, einer Bezeichnung der Heilmittel.

Als der vorliegende Fall noch allein vorlag, da glaubte man einem verkommenen brutalen Einzelsubjekt aus der Hefe des Volkes gegenüber zu stehen, das es kaum verdiente, daß man sich zu gesetzgeberischen und außerordentlichen Maßregeln aufraffte. Nun ist ein Glied der Bildungswelt, ein Studirter und Graduirter hinzutreten, und auch dem blödesten Auge muß es jetzt klar werden, daß es sich um ein Prinzipielles, um eine Doktrin, um ein System handelt. Ein Vertreter der irregulierten Masse, und ein Vertreter der geistigen Führer steht vor uns! Da liegt die Frage nahe, ob auch die Schule, die Vertreterin der geistigen Interessen für die Jugend, irgend etwas beitragen könne, um die Gefahren der Zeit überwinden zu helfen. Die verführten Massen sind meist durch die Volksschule hindurchgegangen, die Verführer meist durch die höheren Bildungsanstalten. Auf die letzteren beschränken wir uns hier, wie sich auch bisher unsere kleinen Beiträge lediglich innerhalb dieses unmittelbaren Erfahrungsgebietes gehalten haben. Aus dem gleichen Grunde verzichten wir auch auf die wichtige Frage einzugehen, wie sich die Fortbildungsschule zu der Aufnahme einer populären Volkswirtschaftslehre in den Kreis ihrer Lehrmittel zu stellen habe.

* Die Redaktion bemerkt auf Wunsch des Herrn Verfassers ausdrücklich, daß der nachstehende Aufsatz bereits vollendet vorlag, als ein solcher verwandten Inhalts in der „Gartenlaube“ (Nr. 25) erschien. Voraussetzung und Ziel beider Aufsätze gehen übrigens weit auseinander.

Klein wird freilich der Einfluß der Schule hier wie dort bleiben, und die leisten ihr den schlechtesten Dienst, die zu viel von ihr erwarten und verlangen, denn sie schieben ihr damit eine Verantwortung zu, die sie nicht zu tragen vermag. Aber die Beobachtung ist alt und richtig, daß eine erfahrungs- und bildungslose Jugend gerade von den Extremen, den kräftigen Irrethümern, so leicht ergriffen und fortgerissen wird. Allerdings, so setzen wir alsbald hinzu, so lange denselben ein ideales Moment hegemijcht ist. Die jüngste Bluthat hat gewiß in den Augen von edler gerichteten Jünglingen jene Richtung jedes Idealismus entkleidet, wer bürgt aber dafür, daß solche Eindrücke für immer vorhalten? Es bleibt wahr, daß Gefahren der Zeit immer auch Gefahren des persönlichen Lebens, zumal der Jugend sind.

Gewiß gilt es, daß die Jugend höherer wie niederer Schulen vor solchen Gefahren in erster Linie durch ein gesundes Familienleben und die Familienzucht bewahrt werden muß. Hier ist die Stätte, wo am ursprünglichsten und tiefsten die Geister, die Herzen bereitet werden. Hier allein erwächst ein Gesinnungsleben, die Pietät als der Ugrund aller Zucht und Treue. Aus der Gottesfurcht kommt die Ehrfurcht. Räume über das deutsche Bürgerthum, über unsere gebildeten Stände wieder ein Geist religiöser Erneuerung und Vertiefung, unsere Jugend würde von selbst in das Vorbild der Alten hineinwachsen, und eine vielfach unterbrochene und durchschnitene Tradition würde wieder zu einer heiligen Macht werden. Jetzt freilich, wo angesichts der Lebensgefahr unseres Volkes vielen die Augen auf- und übergehen, jetzt füllen sich die Gotteshäuser — würde doch auch hier der Augenblick zu einer dauernden Sitte! Aber nicht im Hause will ich verweilen, auch nicht in den niederen Schulen. Ich muß es anderen überlassen, auch hier Schäden und Heilmittel aufzuzunehm.

Ein Wort also über beides gegenüber den höheren Schulen! Auch sie sind, wie wir wiederholt betonten, sittlich-geistige Gemeinschaften, die das Familienleben ergänzen und in seinem höchsten Zwecke fördern sollen. Der Zögling darf also normaler Weise nicht in zwei innerlich geschiedene oder gar feindlich sich bekämpfende Elemente sich verjezt fühlen, der Geist des Hauses muß ihm auch in dem Geiste der Schule wiederkehren. Von den beiden Erziehungsmitteln Zucht und Erkenntniß theilen sich Schule und Haus in das erstere fast zu gleichen Theilen, das andere fällt zum größeren Theile der Schule zu, während die Pflege des Gemüthslebens überwiegend Sache des Hauses bleibt. Gewiß kann auch gelockerte Schulzucht eine Vorschule geistiger Freiheit, sittlicher Verwilderung werden. Auf Schulen, wo der Lehrer keine Autorität, sondern ein Gegenstand des Spottes, der Verachtung oder des Hasses ist, wo die Bande der Pietät — manchmal unter der Mitwirkung oder Duldung des Hauses — sich lockern oder lösen, da drängt sich der stets verneinende, höhrende, zerjezende Geist durch alle Poren und Fugen ein, ein Giftstoff, der jede Hingabe, Treue und Begeisterung niederhäft und — vielleicht für lange, vielleicht für immer — austreibt. Auch die sittliche Natur hat ihren horror vacui. Wo keine guten Früchte gedeihen, da stellt sich unseßbar wucherndes Unkraut ein. In Persönlichkeiten erscheint der Jugend das Leben. Wer in jungen Jahren keine Pietät gegen die Eltern gekannt, keine Autorität des Lehrers anerkannt hat, woher soll der als Mann seinem König gegenüber Treue und Ehrfurcht nehmen? Und wer keinen Gemeinfinn in den Elementarformen des Hauses und der Schule gelernt und geübt hat, woher soll dem ein Staatsfinn kommen, kraft dessen der einzelne sich als Glied eines sittlichen Ganzen weiß und bethätigt? Wer in dem biegsamen Alter nicht den Ernst der Pflicht, auch mit Furcht und Zittern, geschmeckt, schlaffe Gemüthsucht aber in tiefen Jügen geloset hat, in dem ist der Boden für alles Schlingengewächs giftiger Irrethum gelodert. Der kennt Welt und Jugend nicht, wer solche Gefahren in der Gegenwart überfieht oder zu niedrig anschlägt. Sie wachsen mit der Größe der Städte, aber keine Stadt ist so klein, um

sie nicht irgendwie zu hegen. Gesetz und persönliche Liebe und Weisheit — beides bedürfen wir in gesteigertem Maße, je bedeutlicher die feindlichen Mächte sich steigern; weit mehr doch das zweite.

Die Pflicht der Seelsorge unter den Schülern — das Wort hier nicht bloß im engeren, sondern auch im weitesten Sinne genommen — ist an größeren Schulen und in größeren Städten fast zum toten Buchstaben geworden. Privatverkehr mit der Jugend, ein Anhören und Lösen ihrer Zweifel und Kämpfe, ein Eingehen auf den einzelnen, Verständnis für das Werden — all das sind fromme Wünsche, ein von vielen gefühltes, von so wenigen befriedigtes Bedürfnis. In offenen und großen Anstalten zumal — wo sind die Lehrer, die von den erwachsenen Schülern, in denen sich eine Weltanschauung festzuwurzeln beginnt, ein Totalbild besitzen oder beifügen können? Und doch wäre erst dann ein wirklich eingreifendes Wirken möglich. Kein Arzt kann gründlich heilen, der nur das partielle Uebel sieht, das Recht und der Werth des Ganzen nicht kennt. Man weiß meist nur von einer Seitenansicht, wie sie der Unterricht und die Disziplin feststellen. Hier bezeichne ich einen tiefen Schaden, der weit mehr noch in den Verhältnissen als in dem Willen der berufenen Personen liegt. Am Anfang, wenn sie sich regen, lassen sich Zweifel oft lösen und überwinden, die ohne Widerstand zu unüberwindlichen Mächten werden. Wie viele Zöglinge höherer Schulen finden in ihren inneren Kämpfen keine Stütze und Hilfe in ihren Familien, entweder weil diesen die geistigen Mittel fehlen oder weil sie räumlich ferne stehen. Meist sind es gerade die begabtesten Schüler, die hier den größten Gefahren ausgesetzt sind. Die Sünden des Geistes begeht nur, wer geistig gerichtet ist. Der Genieflügel, der nur im Moment lebende Leichtsinns, bequeme Trägheit wissen von solchen Versuchungen nichts. Man ziehe ab, was abzuziehen ist, und Casars Worte bei Shakespeare von Cassius hohlem Blick und zu vielem Denken, von der „Gefährlichkeit solcher Leute“ bleiben wahr. So vereinfacht sich die Aufgabe, da es immer meist einzelne sein werden, die abstrakten Grübler, welche der leitenden Hand des Lehrers vorzugsweise bedürfen. Die Noth der Zeit ist ein Appell an das Gewissen auch der Lehrerwelt, schärfer zu sehen, treuer nachzugehen, und ihre Pflicht nicht erfüllt zu glauben mit der nächsten und unmittelbaren Aufgabe des Amtes. Gewiß wäre es Pflicht selbsterhaltender Nothwehr auch für die Schulen, unheilbare und ansteckende Elemente unnachlässig auszuschließen, aber ihre ungleich dringendere Pflicht ist es doch, solchen Nöthigungen vorzubeugen.

Aber hier betrete ich bereits den Boden, auf dem sich doch in erster Linie das höhere Schulleben bewegt, den der wissenschaftlichen Erkenntnis. Wenn die inneren Gefahren der Zeit ihre Wurzeln zugleich in verdorbener Gesinnung und verkehrtem Denken haben, so wird die höhere Schule fragen müssen, ob sie nicht auch in diesem zweiten, ihrem eigentlichen Elemente, dem der Wahrheitskenntnis, ihre Hebel einzusetzen habe. Die Lehren der modernen Sozialdemokratie — nicht in ihrer eingebildeten Idealität, sondern in ihrer nackten Wirklichkeit — bieten zwei Seiten: eine allgemein-grundsätzliche und eine speziell-technische. Die erstere kennzeichnet sich wesentlich als Atheismus, Communismus, Radikalismus, Vaterlandslosigkeit, und diese Prinzipien sind den Parteien mindestens ebenso tief ins Herz gewachsen wie ihre praktisch-technischen Ziele. Man hat den Versuch gemacht — auf wissenschaftlichem wie auf kirchlichem Gebiet — die letzteren von jenen Voraussetzungen zu lösen, um dann ihrer relativen Wahrheit gerecht zu werden. Den Sozialdemokraten selbst steht und fällt ihr System als untrennbares Ganzes, die praktische Frucht mit der ideellen Wurzel. Es versteht sich, daß die höhere Schule mit den technischen Fragen, dem Problem der Organisation der Gesellschaft, unmittelbar nichts zu schaffen haben kann. Sie kann unmöglich die Staats- und Volkswirtschaftslehre in den Kreis ihrer Lehraufgaben aufnehmen. Das kann günstigsten Falls nur die Hochschule in populären Vorträgen für Studierende aller Fakultäten, und auch sie wird eingedenk bleiben müssen, daß sie sich darin auf das Bedürfnis der allgemeinen

Bildung zu beschränken hat. Die Schule hat auch hier einen bescheideneren, einen mehr elementaren Weg einzuschlagen.

Ebenso wenig wie in Mängeln der Schulgesetze und der gemeinsamen Ordnung auf dem Gebiete der Zucht liegt der wunde Punkt auf dem Gebiete der Erkenntnis in dem Mangel an Lehrobjekten oder in der Art der vorhandenen. Wir besitzen deren genug und in ausreichender Ergiebigkeit, um die verlangten Zwecke zu erreichen. Aber die Methode bedarf einer bewußteren, energischeren Beziehung nach den drohenden Punkten hin. Ist es wahr, daß die sozialdemokratische Bewegung den Atheismus, Communismus, Radikalismus, den vaterlandslosen Internationalismus zur Grundlage und Voraussetzung hat — und diese Annahme bedarf für den Sachverständigen keines Beweises — so folgt, daß man den genannten Irthümern in der Schule ebenso viele Wahrheiten gegenüberstellen und diese nach Kräften zu Ueberzeugungen erheben müsse. Der christliche Glaube, das Recht und der Werth des Individuums, die erhaltende Macht geschichtlicher Erkenntnis, die Vaterlandsliebe sind die Antithesen jener grundstürzenden Lügen. Auf diesem prinzipiellen Gebiete zunächst hat sich die Schule aufklärend, berichtend, warnend zu bewegen, auf einem Gebiete, wo die Mittel der Zucht und der Sitte überall denen der Bildung und Erkenntnis die Hand reichen. Der Menschlichen Weltanschauung und Lebensrichtung hängen allerwege innerlichst zusammen. Nicht die technischen Seiten der sozialdemokratischen Lehren sind es, die zunächst verlockend auf unsere Jugend wirken können, sondern eben jene allgemeinen Prinzipien. Auch hier ist die Wurzel vor dem Baume und seiner Frucht. Gelänge es, in die Geister und Herzen aufs neue die vier Gegenätze gegen die verkehrte Welt des Sozialismus als eine Mitgift für das ganze Leben einzuprägen, so wäre das Ziel erreicht. Wo ist aber der Zauberer, der das vermöchte? Kleinarbeit und Stillschweigen werden alle Mittel der Menschen und der Schule bleiben, aber es gilt auch hier — aber nicht als Resignation, sondern auf Hoffnung — das bekannte lateinische Wort: „in großen Dingen genügt schon das Wollen“ oder jenes andere: „und fehlen auch die Kräfte, so verdient doch der Wille Lob“. — Aber gleich von vorn herein dürfen wir vertrauen, daß die Lichtgestalten, von denen ich sprach, die Gegenbilder jener finsternen Mächte des Abgrundes gerade für die Jugend eine Macht haben, eine Macht sind. Sind sie doch innerlichst verwandt mit dem wahren Wesen der Jugend. Enthusiasmus — die natürliche Ausdrucksform jugendlicher Hingabe an die Welt des Geistes — ist gegenüber sozialdemokratischen Truggestalten nicht möglich, nur Fanatismus. Dem Idol tritt das Ideal gegenüber. Das ist ein Glaubenssatz, ein Hoffungsatz, ohne welchen wir den sittlichen Weltuntergang vor uns sähen.

Also nicht neue Lehrgegenstände, sondern die vollere Ausnutzung der gegebenen! Daß ich es mit einem Worte sage, das gute Wort *vitas discere* (für das Leben lernen) muß mehr denn bisher eine Wahrheit werden; Anschauung und Anwendung müssen evidentere hervortreten; die Kräfte also, welche die Naturwissenschaften auch für die Jugend so anziehend machen. Gelegentliche Durchblicke, Analogien und Parallelen sind so wirksam und können oft, wie der Erfahrene weiß, geradezu lebensbestimmend werden. So kann der Atheismus keineswegs bloß durch doktrinaire Aneignung des Dogmas, auch nicht durch die kirchliche Predigt, die in der Regel so hoch über den Erfahrungskreis der Jugend hinweg geht, innerlich überwunden werden. Auf den Vorstufen schon, auf den Gebieten des Kunstschönen und des ethisch Großen müssen die Mächte nachgewiesen werden, die nach dem Centrum zeigen. Nicht darf der Dualismus zwischen Heiligem und Profanem, der die jungen Geister oft so verwirrt, überspannt werden; das verheißungsvolle „alles ist euer“ muß auch thatsächlich zur Geltung kommen. Man darf in der Religionslehre nicht in falscher und unpädagogischer Sicherheit verschmähnen, immer wieder herabzusteigen zu den Elementen des Menschlichen, des Jugendlichen, man muß ganz anders, als es durchschnittlich geschieht, eingehen auf die jungen Geister selbst.

Vor allem auch gilt es mit erusterem Nachdruck das Ethik-

sche neben dem Dogmatischen zu betonen. Hier öffnet sich ein natürliches Feld, auch zeitgemäße Grundbegriffe wie Arbeit, Eigentum, Standesunterschied, Gleichheit, Gemeingeist, Staat und anderes zu regeln und festzustellen. Es mag wahr sein, daß wir eine Abnahme auch religiöser Idealtät unter unserer Jugend zu beklagen haben. Wie könnte es anders sein, als daß die Jungen Nachbilder der Alten und Kinder des Zeitgeistes sind? Unsere Zeit trägt eine stark realistische Farbe, und es gibt einen Realismus, der dem Materialismus (und was ist dieser anders als eine Form des Atheismus?) aufs Haar gleich sieht. Es ist die Macht der Diesseitigkeit, die mit Faust zu sprechen liebt: „Aus dieser Erde quellen meine Freuden“, und in vergrößerter Gestalt wird sie in der sozialdemokratischen Bewegung zu einer Brot- und Magenfrage, wo der Arbeit der uralte Fluch anhaftet, der uns erst in dem erarbeiteten Genuß zum Segen werden soll; wo der Arbeiter, d. h. der mechanische Arbeiter zwar den Anspruch eines privilegierten Standes erhebt, aber nachdem er der Arbeit ihren Adel, ihre ethische Selbständigkeit genommen hat. Gegen diesen Zeitgeist soll zwar alles, was die Schule lehrt, ein lebendiger Protest sein, aber es muß auch ganz bewußt und bestimmt dagegen reagiert werden. Jeder Schüler muß auf der Schule schon erfahren haben, daß die höchsten Lebensfragen — eben weil sie die höchsten sind — wie Gott und Unsterblichkeit, zwar nicht gleich dem pythagoräischen Lehrsatze exakt bewiesen werden können, daß es aber gerade in den höchsten Regionen des Geistes ewige Postulate gibt, die den Beweis des Geistes und der Kraft in sich selbst tragen, aber für einen unverfrorenen Sinn auch überzeugend nachgewiesen werden können. Dem Kommunismus, dem weiteren Gliede in der dämonischen Kette, ist es eigen, alle Geistesarbeit zurückzustellen hinter die mechanische, die Lust der Freiheit zu ersüßen, das gute Recht des Individuellen zu zerstören, die Kultur zuletzt in Drossel zu erlöten, freie Menschkraft durch die Maschine zu verdrängen, Welt und Leben in eine geistlose Fabrikantstalt umzuwandeln und zuletzt die Ruhe des Kirchhofs, mit oder ohne blutige Leichenfelder, herzustellen. Diese Gleichmacherei, wo die Person in der Masse untertaucht wie ein Atom, ist unserer deutschen Jugend, die im Geiste leben will, am leichtesten zu verdrängen. Sie will sich nicht den Glauben an große Männer, an Genien und Heroen rauben lassen durch eine Weltbetrachtung, wo in der Masse die Persönlichkeit untergeht, wo nur das Mittelmäßige, das Niedrige und Gewöhnliche anerkannt wird oder die innere Mißbefriedigung eines mechanisierten Lebens sich schablos hält durch narrotischen Sinneneiz und einen ewigen Taumel zwischen fahler Nüchternheit und heißem Rausch. Nicht die Gleichheit, sondern der Unterschied ist das geschichtliche, das wirkliche Leben. Das versteht die Jugend. Ueberhaupt ist die ganze Gymnasialbildung in ihrem Hauptgehalte und ihren Zielen noch ein lebendiger Protest gegen jene geistlose, greisenhafte Weltbetrachtung, und es beweist nur, daß Schüler, die sich ihr doch hingeben, von dem Zuge dieser Bildung unberührt geblieben, daß sie aus dem Rahmen des Schullebens in Sucht und geistigen Interessen eigenwillig herausgetreten sind.

Radikalismus und Vaterlandlosigkeit zu bekämpfen, dazu haben die höheren Schulen, die Gymnasien voran, Waffen genug, die nur der Schärfung und der rechten Handhabung bedürfen. Je schwerer das Haupt des Staates durch jene Parteiliche bedroht ist, desto lebendiger und treuer muß die Schule in patriotischen Gedanktagen und in geschichtlicher Lehre auf den Segen der Monarchie, auf das innere Band zwischen Fürst und Volk, auf die geschichtliche Mission des deutschen Kaiserthums hinweisen. Unser Volk auf der heiß ersehnten politischen Höhe und in demselben Moment vor schwindelndem Abgrund! —

Auch die Weltgeschichte kennt eine Theilung der Arbeit; sie ist Volks- und Vaterlandsgeschichte. Ja, gerade der historische Charakter der Gymnasialbildung, wie er sich als ein starker Faden hindurchzieht, birgt ungemaine Kräfte des Widerstandes gegen die Zerlehren der Zeit, und diese Kräfte brauchen nur in Fluß gebracht zu werden. Hier weisen die wesentlichen Bildungsmittel auf geschichtliche Erkenntniß, geschichtliche Er-

fahrung. Ein alter Römer nennt die Geschichte ein „Licht der Wahrheit, eine Lehrerin des Lebens“. Daß sie es werde! Daß sich Lehrkräfte genug fänden, sie wirklich dazu werden zu lassen!

Alle Geschichte redet in Beispielen, in Typen. Und sie ist der Boden, wo nicht bloß jene Vorfragen des Sozialismus ihre Bekämpfung finden, sondern wo auch von den technischen einzelne wenigstens gekreist werden. Vor allem reich ist die römische Geschichte mit den Quellen, die der Schüler liebt, und die Geschichte der großen Bewegungen der Neuzeit — Reformation, englische und französische Revolution — reich an Momenten, in denen uns heutige Zustände und Gefahren schon in grossem Widerschein begegnen. Der Unterricht schießt nicht, wenn er hier das Einst und Jetzt näher zusammen rückt, als es die objektive Wissenschaft gemeinhin zuläßt. Die Geschichte für die Jugend soll kein Herbarium mit getrockneten Pflanzungen werden, sie soll grünen und leben. Es gibt Stellen in den alten Autoren, die wie heute gedacht und für heute geschrieben scheinen.

So zieht sich überall durch die römische Geschichte die Gefahr des Klassenkampfes und des Kommunismus. Seine stärkste Ausprägung vielleicht ist die Verschwörung Catilinas, und „catilinarische Existenzen“ sind es auch, die uns heute schreden. Klingt es nicht wie ein Wort neuester Prägung, wenn Sallust (Kap. 20) dem Haupt jener Verschwörung unter anderem die Stachelrede an seine Mitverschworenen in den Mund legt: „Alle Günst, Macht, Ehre, Schätze sind bei jenen (den besitzenden Klassen), oder wo jene wollen; uns haben sie nichts als Gefahren, erfolglose Niederlagen, Fehlschlagen bei Amtsbewerbungen, Gericht, Elend übrig gelassen. Wie lange sollen wir, Männer von Muth, das ertragen? Ist es nicht besser, muthvoll zu sterben?“ Und Cicero, der Consul in gefahrvoller Zeit, spricht in einer Rede gegen Catilina von einer „Gefahr tiefen in den Adern und Eingeweiden des Staates“, von einer „schweren Krankheit“, an der er darniederliege, und redet wie zu uns: „Darum weg mit den Frevlern, sie sollen sich scheiden von den Gutgesinnten, sie sollen an einem Orte sich zusammen thun, durch eine trennende Mauer sollen sie von uns geschieden werden.“ „An der Stirn soll es einem jeden geschrieben stehen, wie er gegen Staat und Vaterland gesinnt ist.“ Verwandte Zustände derart aus dem Alterthum lassen sich zehnfach anführen; in einem gewissen Sinne ist es wahr: „Nichts neues unter der Sonne!“ auch wenn die Geschichte sich nirgends buchstäblich wiederholt. Nicht in so einfachen Linien, aber eindringlicher noch durch die Zeitnähe reden Vorgänge der neueren Geschichte zu den Schülern: die Bewegung der Laboriten im Hussitenkrieg, die Tendenzen des Bauernkriegs, die Umwälzung Johann v. Leybens und der Wiedertäufer in Münster, das Treiben der Levellers nach der ersten englischen, die Egalité der französischen Revolution mit ihren blutigen Konsequenzen. Ohne eine gründlichere Kenntniß der letzteren als Mitgift der Schule sollte kein Schüler das Gymnasium oder die Realschule verlassen; es gibt kaum ein politisches oder sozialistisches Krankheitsymptom, was hier nicht thatsächlich zur Sprache käme. Bei allen diesen Vorgängen ist es angezeigt, nach Ursprung, Weg und Ziel die innere Verwandtschaft mit unserer Zeitkrankheit nachzuweisen. Man erschrickt weniger und versteht besser, wenn man in dem Alten das Neue zu sehen und zu bekämpfen lernt. Diese Ausrisungen genügen vollständig, um auf diese Seite des Lebens den Schüler aufmerksam zu machen, um ihn zu weiteren Studien zu reizen. Nur setzt diese Forderung voraus, daß der Lehrer völliger über die einschlagenden Punkte orientirt sei. Die höheren Schulen sind Mitträgerinnen der nationalen Kultur. Es wird sich zeigen müssen, ob diese Kultur, in welcher sich Christenthum und Antike mit dem eingeborenen deutschen Wesen durchdrungen hat, noch die Kraft besitzt, die widerstrebende Barbarei dauernd zu überwinden. Werden die Gefahren der Zeit nur eine Fieberkrisis sein, aus der ein verjüngter und gekräftigter Volkskörper hervorgeht, oder ist es ein Siedethum zum Tode? Wir erinnern uns unwillkürlich an ein Wort des edlen B. G. Niebuhr, das er, erschreckt von der Julirevolution 1830, wie prophetisch aussprach: „Jetzt bilden wir vor uns in eine, wenn

Gott nicht wunderbar hilft, bevorstehende Zerstörung, wie die römische Welt sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erfuhr: auf Vernichtung des Wohlstandes, der Freiheit, der Bildung, der Wissenschaft." Freilich sieht er nach einer Verwilderung langer Jahre „Musen und Gelehrsamkeit“ wiederkehren. Damals erschien die Prophetenstimme als eitel Schwarzseherei; aber Ahnungen tiefer Geister überichlagen und überbrücken oft längere Zeiträume. Für uns heute steht noch mehr auf dem Spiel, als „Musen und Gelehrsamkeit“. Derselbe Niebuhr klagte damals über das allmähliche Verschwinden der „schönen Eigenschaften, welche die Fierde unserer Nation machten: Tiefe, Innigkeit, Eigenthümlichkeit, Herz und Liebe,“ um der „Flacheit und Frecheit“ das Feld zu räumen.

Eine Kritik des Zeitgeistes in allen seinen Verzweigungen, eine Selbstbefinnung als Anfang nationaler Buße thut wohl noth. Aber keine Partei, keine Richtung ist dieser Pflicht entbunden. Alle haben, wenn auch nur mittelbar, unterlassend oder begehend ihren Beitrag zu der gegenwärtigen Lage geliefert, sie haben darum alle zur Heilung beizutragen. Nichts verkehrter, als mitten im Kampfe, vor der Front der feindlichen Stellung, durch wechselseitige Anklagen die Aktion zu lähmen. Gilt es auch zunächst Nothwehr und Verneinung, gleichzeitig muß doch auch die Reform, soweit sie berechtigt und nothwendig, ihr Werk mit Besonnenheit und Liebe fortsetzen. In dieser Verteidigungslinie aber, die zugleich Angriffslinie ist, hat auch die deutsche Schule ihren bescheidenen Platz einzunehmen.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

Nachdruck verboten.
Hef. v. 11. VI. 70.

(Fortsetzung.)

Lewin wollte das Blatt zurücknehmen, aber Renate sagte: „Nein, noch nicht. Es gibt noch eine lange Nachschrift.“ Und sie las weiter: „Ich muß Ihnen, junger Herr, doch auch noch vermelden, daß der Herr Rittmeister von Jürgah fort ist. Er war hier und fragte nach Ihnen. Und der spakige kleine Hauptmann auch. Sie gehen beide nach Breslau, wohin jetzt alles geht. Denn der alte Lehwes hat doch Recht gehabt, und Preußen kommt wieder auf. Und morgen soll es in der Zeitung stehen. Aber die Menschen wollen ja nicht warten, und das ist ein Laufen und Trommeln, als hätten wir schon den Krieg. Und wer zu alt ist oder zu schwach, der gibt was er hat oder sammelt. Die Potsdamer Kadetten haben vierzig Thaler gesammelt.“

Renate lachte, denn dieser ersten Nachschrift, dicht an den Rand gekritzelt, folgte noch eine zweite. „Denken Sie sich, junger Herr, der lahme Kellerjunge von nebenan will auch mit. Er sagt, der König kann alles brauchen. Und vorgestern hab' ich mir im Völkchen Saal den „Brand von Moskau“ angesehen. Gott, wie das so aufschlug! Ich dachte, wir müßten alle mit verbrennen. Ihre Obige.“

Die Schorlemmer hatte mit einer Art Andacht dem Geplauder dieses Briefes zugehört. „Das ist eine gute Frau,“ sagte sie jetzt, und setzte dann hinzu: „Wir wollen ihr eine Kiste schicken! — Nicht wahr, Renatchen?“ Und damit verließ sie das Zimmer, um die Geschwister allein zu lassen.

Sie traf damit den Wunsch beider, zumal Renatens, die nach einer Weile des Bruders Hand ergriff und leise fragte: „Darf ich mit Dir sprechen, Lewin?“ Dieser nickte.

„Die Huln hat Recht,“ sagte Renate, „sie hat es in ihrer Herzensinnigkeit getroffen. Und nun höre mich an, Lewin. Du bist jetzt zwei Tage hier, und wir können nicht so neben einander hergehen, immer nur in ängstlicher Vermeidung dessen, was uns das Herz bedrückt. Du siehst mich an, weil ich sage „uns“. Aber es ist so, denn ich bin bedrückt wie Du.“

Sie schwieg und hatte vor, von Kathinka zu sprechen, aber der Name wollte nicht über ihre Lippen, und so fuhr sie fort: „Ach, ich habe sie so geliebt, mehr als eine Schwester. Sie hatte das vornehme Wesen, das so gefällt, und sie hatte mir es angethan, mir und Dir und jedem. Ich muß noch an den Morgen denken, als Ihr nach Kirch-Görzig ginget, Du und Tubal, und die Tauben an das Fenster kamen und sich lieblosend an sie drängten, als ich kaum erst den Niegel geöffnet hatte. Das verdroß mich damals. Aber ich hatte Unrecht. Es flog ihr eben alles zu. Auch die Tauben. Und auch Marie ging in ihr auf und verzehrte sich in Bewunderung, ja, sie verzehrte sich, denn ihr blutete das Herz.“

Lewin, dem kein Wort entgangen war, lächelte und sagte: „Wir hören gern das Lob von dem, was uns verloren ging. Sonderbar, indem es uns das Gefühl des Verlustes steigert, tröstet es uns. Aber Du darfst auch tadeln, Renate, tadeln, ohne Furcht mir wehe zu thun. Denn ich wurde frei, nicht durch eigene Kraft und kaum durch eigenen Willen, aber als

ich vorgestern, in den hellen Wintertag hinein, hierher fuhr, da fühlte ich, daß ein altes Leben von mir abfalle, und ein neues Leben beginne. Es klingt alles noch in mir nach; aber ich bin doch ein Geneesener.“

„Ach, daß ich sprechen könnte wie Du,“ sagte Renate. „Dir liegen die trüben Tage zurück, meiner aber harren sie noch. Und wenn sie mir erspart bleiben, so wird es ein Schweres sein, das mich vor einem Schwereren bewahrt. Ich weiß es, daß es so kommen wird; ich fühle es vorahnend in meinem Gemüthe.“

Lewin wollte antworten, aber Renate fuhr in wachsender Erregung fort: „Es ist ein dunkles Hans, und was sie selbst nicht haben, das können sie niemand geben: Licht und Glück. Es war immer ihr Schicksal, Liebe zu weden, aber nicht Vertrauen. Vertrauen, die Mutter aller Liebe und ihr Kind“. So las ich einmal, und es ergriff mich damals tief. Aber ich habe es seitdem anders gefunden. Es gibt auch eine Liebe ohne Vertrauen. Ich heg' eine solche, Du weißt zu wem, und ich kann sie nicht aus meinem Herzen reißen. Und deshalb werde ich nicht glücklich sein.“

„Doch Renate, Du wirst es. Glücklicher als ich.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Tubal,“ sagte Lewin.

Aber Renate unterbrach ihn, und setzte in schmerzlicher Bewegung hinzu: „... ist seiner Schwester Bruder, Kathinkas Bruder.“

XLVII. Hauptquartier Hohen-Vieh.

Ihr Gespräch wurde durch das Vorfahren eines Wagens unterbrochen und Renate, die den Blick auf das Fenster frei hatte, rief: „Der Papa!“ Er war es und trat den Geschwistern, die sich rasch erhoben hatten, schon im Vorzimmer entgegen. Die Begegnung war herzlich; er küßte Renaten die Stirn und nahm dann Lewin bei beiden Händen, während er ihn zugleich bis an die Fensternische führte.

„Laß sehen,“ sagte er und mußerte ihn von Kopf zu Fuß mit scharfem Auge. „Nun, ich lese gute Zeitung; es war Dein erster Schmerz, er thut am besten, aber er heilt auch am schnellsten. Junge Tage, kurzes Leid. Du wirst auch noch die Lehrseite davon kennen lernen. Und nun nichts mehr davon. Laßt uns Platz nehmen.“

Jeeke war eingetreten, um den Frühstückstisch zum zweiten Mal zu decken, und die Schorlemmer erschien, um ihren Theil an der Freude des Wiedersehens zu haben. Denn so kühl auch sonst ihr Herz schlug, so vergaß sie doch dieser Küßle, wenn, nach Tagen oder Wochen der Trennung, die Stimme des alten Wigewitz zum ersten Male wieder hörbar wurde. Auch Hektor hatte sich eingefunden, und so war alles beisammen.

„Wie wir Dich erwartet haben, Papa!“ sagte Renate. „Nicht aus Liebe, denn davon liebst Du nicht zu hören, aber aus Neugier. Wir wissen nichts oder so gut wie nichts. Erzähle! Wie starb sie?“



Ein norwegisches Kind der Berge. Nach dem Gemälde von Siegwald Hans.

„Hat denn Seidentopf nicht davon gesprochen?“
 „Ja und nein. Er sprach von ihrem Begräbniß, aber nicht von ihrem Tod. Ich werde den Gedanken nicht los, daß es ein Schreck war, der sie tödtete.“

„Und Du triffst es. Der Tod muß sie plötzlich überrascht haben. Ich sah sie noch in der Stellung, in der sie Eva den selben Morgen gefunden hatte. Sie saß in dem großblumigen Lehnstuhl zu Füßen ihres Bettes, ihre noch offenen Augen auf den Stehspiegel gerichtet. Das Buch, in dem sie gelesen, ein Band Diderot, war ihr entfallen und lag neben dem Stuhl.“

„Und wie war sie gekleidet?“
 „Schwarz. Eva war den Abend vorher von ihr fortgeschickt worden; sie wollte selbst ihre Nachtoilette machen. Das war um elf. Um diese Stunde muß es geschehen sein oder nicht viel später.“

„Und . . .“ Renate stockte.

„Ich weiß, was Du fragen willst,“ fuhr Berndt fort. „Der Spiegel, als ich in das Schlafzimmer trat, hatte seinen grünen Vorhang. Aber Eva wurde roth, als ich darnach fragte und widersprach sich einmal über das andere. Das arme Ding; ich wollte nicht weiter in sie dringen. Aber ich bin sicher, daß sie es am Abend vorher vergessen hatte.“

„Wer ein Geipenst groß zieht, den bringt es um,“ sagte die Schorlemmer.

„Wir sollen es nicht groß ziehen, aber wenn es da ist . . .“

„So sollen wir seiner nicht achten. Dann schwindet es. Es kann Misachtung nicht ertragen, denn es ist eitel wie alle höllische Kreatur.“

Berndt lächelte, gab der Schorlemmer die Hand und sagte: „Unser alter Streit! Vielleicht, daß wir noch mal Frieden darüber schließen. Aber lassen wir das. Was ich Euch noch zu sagen habe, Kinder, hat einen bessern Klang. Wir sind reich! Und wenn Du Dich im Spiegel siehst, Renate, so siehst Du das Bild einer Erbtöchter.“

„Ich wußte es,“ triumphierte die Schorlemmer. „Ich habe es Dir prophezeit, den Abend in Bohlisdorf, als Doktor Leist seinen ersten Besuch machte.“

Renate wurde roth, denn sie gedachte auch manches anderen, das die Schorlemmer damals gesagt hatte; Berndt aber, ohne des Zwischensfalls zu achten, fuhr fort: „Ein Testament ist nicht da. Von einem gesetzlichen Anspruch der Pudaglas an Guise kann keine Rede sein. Es ist Allod. So fällt es an mich, als an den nächsten Erben. Ich habe mit Ladakinsti, den ich vorläufig das Interesse der Pudaglas zu vertreten hat, die Dinge durchgesprochen; er weiß, in welchem Sinn ich mich glücklich schätzen würde, Wünschen oder Ansprüchen des ihm so nahe verwandten Hauses, vor allem aber seinen eigenen Wünschen entgegenzukommen. Es berührt das alte Pläne der Tante. Ihr kennt sie. Von dem Augenblicke an, meine theure Renate, wo Du gewählt haben wirst, gehört Guise Dir, ich bin nur Ruknießer und Verwalter. Im übrigen sollen Dich diese Worte zu nichts bestimmen, Deine Wahl ist frei.“

Die Geschwister schwiegen, und selbst die Schorlemmer fand keinen Spruch, der ausgedrückt hätte, was in ihr vorging. Berndt schien es zufrieden, und während er nach seiner Gewohnheit dem neben ihm liegenden Sestor von den mit Fleisch belegten Brotschnitten zuwarf, die für ihn selbst bestimmt waren, fuhr er fort: „Und so wären wir denn reich, reich in diesen allerärmsten Tagen. Und so gewiß Gott weiß, daß es mich nie nach irdischem Besitz gedrängt hat, so gewiß ist es auch, daß mich dieser Besitz jetzt freut. Ich fühle mich freier. Denn daß ich es auch gestehe, die Noth und Drangsale dieser Zeit lagen schwer auf mir, schwerer als ich es Euch gestehen möchte. Die niedergebrannte Scheune . . .“

„. . . Die bauen wir nun wieder auf, Papa.“

„Und den Saalanbau . . .“

„. . . Den nicht,“ lachte Renate. „Dazu versage ich, als Erbtöchter, die nöthigen Gelder. Nein, da machen wir Klares Spiel und ziehen den Garten bis vor das Haus, ganz wie drüben in Hohen-Biesar, und der Graf selber muß uns dabei helfen. Das ist ja seine Passion. Ich bin für Meseda und Ledlojen, aber nur als Kabatteneinfassung, und aus der Mitte

der Beete wachsen Malven auf. Zimmetfarbene und wie von Atlas, die lieb' ich am meisten. Und die beiden Derfflingerkanonen schassen wir von Guise herüber, nur den Faun lassen wir da, und auf den Damm stellen wir eine Sonnenuhr oder noch lieber eine große schwarze Glaskugel, drin sich die Dorfstraße spiegelt und Hoppenmarielen, wenn sie vorübergeht.“

„Das läßt sich hören, Renate, und ich sehe, daß Du Dich schnell in die besseren Tage hineinlebst. Nur Deinem eigenen Schloß, als das ich Guise vorläufig ansehe, darfst Du, dem alten Hohen-Biez zu Liebe, nichts entführen und wenn es auch nur die zwei Derfflingerkanonen wären. Wer weiß übrigens, was davon übrig bleibt? Vorläufig sind die Franzosen drüben und nehmen mit, was ihnen gefällt. Wenigstens wenn wir ihnen nicht auf die Finger sehen. Komm, Lewin, daß wir darüber sprechen.“

Berndt erhob sich, Lewin folgte. Sie gingen in das einseitige Zimmer, darin Vater und Sohn zu Beginn unserer Erzählung ihr erstes Gespräch über Volksaufstand und endliche Vernichtung der Fremdherrschaft gehabt hatten. Es hatte sich nichts geändert: hier das Sopha und dort das Bild und an dem breiten Fensterladen die Karte von Rußland mit ihren verschiedenfarbigen Adeln. Alles wie damals am ersten Weihnachtsfeiertrage.

Der alte Wigewitz nahm Platz, streckte seinen Fuß, wie er zu thun pflegte, auf den vor dem Arbeitstisch stehenden Stuhl und sagte: „Setz Dich, Lewin. Ehe wir von anderem sprechen, noch ein Wort über Dich. Ich wollte es vor den Frauen nicht aussprechen. Sie dürfen nicht zu viel davon hören; gleich schwillt ihnen der Kamm. Denn alle wollen herrschen, und es freut sie, daß sie so viel Macht über uns haben. Darin sind sie sich alle gleich und in einer ewigen stillen Verschwörung gegen uns.“

Lewin sah vor sich hin; Berndt nahm seine Hand und fuhr fort: „Es läßt sich leicht sprechen über Schweres, das uns selber nicht mehr drückt oder vielleicht nie gedrückt hat. Ja, es ist so; was Dich drückt, Lewin, ist mir erewart geblieben. Aber anderes, anderes! Ich weiß davon und weiß auch: leben heißt überwinden lernen. Den beweglichen Naturen, Naturen wie der deinigen, hat Gott es in solchen Kämpfen am leichtesten gemacht. Und so wußte ich, daß Du es überwinden würdest. Was noch fehlt, bringt die Zeit und unsere Zeit rascher als jede andere. Denn alles drängt nach Action, und Handeln, Lewin, ist so gewiß das Beste, wie Bräuten das Schlimmste ist. Diese Tage werden Dich frei machen.“

„Ich bin es, Papa. Als Du vorführst, hatte ich mit Renaten ein Gespräch darüber. Es liegt hinter mir. Was noch fehlt, ist blos ein körperliches. Es waren schwere Krankheitstage und sie wirken noch nach. Weiter nichts. Aber was ist es mit Guise? Du wolltest davon erzählen.“

„Ja; so höre denn. Gestern Nachmittag, ich war eben erst aus der Kirche zurück, wo mir Rippler seine Komposition zu der Cantate vorläufig auf der Orgel vorgespielt hatte, als es im ganzen Dorfe hieß: die Franzosen kommen. Und richtig, es war so. Eine Viertelstunde später rückten hundert Mann ein und hielten vor dem Schloß. Sie waren von verschiedenen Regimentern des Dudinofischen Corps und führten eine Kriegskasse mit sich. Als ich an sie herantrat, begrüßte mich ihr Führer, ein schwarzer Italiener, der sich Conte di Rombello nannte. Seiner Charge nach ein Kapitän. Er sprach, um mich einzuschüchtern, von dem „Hauptcorps“, das morgen nachrücken werde und forderte Quartier. Ich zeigte mich sofort bereit (mir hätte nicht lieberes passieren können) und lud ihn auf das Schloß, wo ich ihn unter den Zimmern desselben die Wahl freistellte. Er wählte das Spiegelszimmer, ein etwas sonderbarer Geschmack. Aber das ist seine Sache. Hübsch ist er, und so wird er sich sehen wollen. Die Kriegskasse steht in der Halle, die vorläufig zum Schutze der Gelder in eine Art Wachtlokal umgeschaffen worden ist. In den Räumen daneben liegen dreißig Mann, ebenso viel habe ich in der alten Derfflingerkaserne, den Rest bei den Bauern untergebracht.“

„Und nun Dein Plan?“

„Der Trupp will morgen früh weiter. Was also ge-

sehen soll, muß rauch geschehen. Bammie weiß davon; aber ich habe es bei einer bloßen Meldung bewenden lassen. Wir machen es mit dem, was wir hier zur Hand haben. Rechnen wir die Manschnower und Gorgaster mit hinzu, so haben wir hundert Mann. Damit zwingen wir's, denn sie sind matt wie die Fliegen, und der moralische Hakt ist längst heraus. Dazu Nacht und Ueberraschung. Es kann nicht fehlen. Was vereinzel bei den Bauern liegt, ist froh mit dem Leben davon zu kommen. So handelt sich's nur um das Schloß. Vorn an der Sphinxenbrücke steht ein Doppelposten, den lassen wir stehen. Wir passieren statt dessen den Graben da wo das Schwannenhäuschen steht und dringen von hinten her ein. Kniehose muß das leiten. Ich für meine Person nehme den „Conte“ gefangen und Du und Benzlaff sind mit mir. Sind wir geschickt, so darf es uns nicht einen Mann kosten. Die Kriegskasse bleibt unzer; das heißt bis auf weiteres. In dem Tage, wo sich der König erklärt hat, schaffen wir sie nach Berlin. Dort wird man sie brauchen können, denn Geld ist immer das knappste im Lande Preußen.“

„Und die Gefangenen?“
 „Es soll ihnen kein Haar gekrümmt werden. Ich bin aus der Weißglühigkeit heraus. Entfinne dich dessen, was ich Dir schrieb: „wir wollen einen regelrechten Krieg haben.“ Und so schicken wir denn die Gefangenen zu den Russen. Uebrigens will ich nicht behaupten, daß sie dort gut gebettet wären. Und nun laß uns zu Kniehose gehen, daß wir alles nähere mit ihm besprechen. Um neun müssen wir marschfertig und um Mitternacht in Guse sein.“
 Damit nahmen sie Hut und Stod und schritten über den Hof hin auf die Dorfgasse zu.

* * *

Eine Stunde später kehrten Berndt und Lewin aus dem Schulzenhose zurück, wo sie mit Kniehose den „Coup“ noch einmal durchgeprochen und alle zur Ausführung nöthigen Schritte verabredet hatten. Sie fanden Zeegen in großer Aufregung, was Berndt zu der Frage veranlaßte: „Du trippelst wieder, Zeege, was ist passiert?“

„Der Herr General ist da.“
 „Bammie?“
 „Ja; General von Bammie. Der gnädige Herr waren noch keine Viertelstunde fort, als er vorritt auf seinem kleinen Sattel. Der gnädige Herr wissen schon, auf dem isabellfarbenen mit der schwarzen Mähne. Krist und ich haben ihn bei den Ponies untergebracht.“

„Den Satteländer; aber wo ist der General?“
 „Oben. Ich habe gleich einheizen müssen, weil es klamm und kalt war. Er sitzt in der Amtsstube und hat seinen grauen Mantel anbehalten und die Felmütze auf.“

Die beiden Vizevize stiegen nun treppauf und fanden den General genau so, wie Zeegen ihn beschrieben hatte. Vor ihm, auf dem ziemlich in der Mitte stehenden Arbeitstische, lag eine große, mit Tintenfaß und Papiersechere festgehaltene Spezialkarte von Barnim und Lebus, auf der sich der kleine, mit seinem Oberkörper weit vorgebeugte Mann mühsam zu orientiren suchte. Ein Versuch, der ihm durch die dicke Tabakwolke, in der er steckte, nicht eben erleichtert wurde.

„Guten Tag, General.“
 „Guten Tag, Vizevize. Sie sehen, ich habe mich hier eingerichtet ohne Meldung oder Anfrage. Sonst nicht meine Gewohnheit. Aber sie müssen jetzt dem alten Bammie den „General“ in Rechnung stellen und zwar zu seinen Gunsten. Mein altes Groß-Duirtsdorf liegt zu sehr aus der Welt, und rund heraus, ich gedenke Hohen-Viez zu meinem Hauptquartier zu machen. Anfangs war ich unschlüssig, ob ich nicht unser gräßliches Hohen-Biesar vorziehen sollte; aber Hohen-Viez ist besser. Hier läuft die große Straße, und was von Küstrin aus nach Westen will, muß an Ihren Fenstern vorbei.“

„Ich freue mich, General, daß Sie die Wahl so und nicht anders getroffen haben.“

„Und um die Wahrheit zu gestehen,“ fuhr Bammie fort, „es ist nicht bloß wegen der Lage, es ist auch Thretwegen,

Vizevize, daß ich mich hier und nicht in Hohen-Biesar einquartiert habe. Sie sind nun einmal die Seele von der Sache, Sie haben alles geplant, sind vom Metier und kennen das Lokal. Und das ist die Hauptsache. Sehen Sie, da liegt ich hier über der Karte und spiele meinen eigenen Generalquartiermeister. Aber wie! Mehr als dreißig Mal bin ich in dieser halben Stunde zwischen Küstrin und Berlin hin und her gefahren, ohne auch nur drei richtige Wolfsgruben ausfindig gemacht zu haben.“

„Wolfsgruben?“ fragte Berndt und sah dem Alten verwundert ins Gesicht, während Lewin einen Stuhl an die Rückseite des Tisches schob, um wenigstens von oben her auf die vor Bammie ausgebreitete Karte sehen zu können.

„Ja, Wolfsgruben oder auch Inchsfallen, wie Sie wollen. Und nun hören Sie mich an. Darin, daß etwas geschehen muß, in dem Punkte sind wir einig. Und auch darin, daß es die höchste Zeit ist. Die Marschälle und Corpskommandanten sind fort, alle die großen Namen; aber von den Kleinen feden noch Hunderte zwischen Weichsel und Oder und die müssen wir haben. Also „wegfangen“ oder wenn Sie wollen Wegelagerung, Stallmeiserei. Vor Worten darf man nie erschrecken, am wenigsten wir; etwas von unserer Ahnen Blut und Metier wird uns doch wohl noch verblieben sein. Ob man es uns danken wird, ob wir gut damit fahren? Ich zweifle! Sie kennen meine Ansicht darüber. Das „auf eigene Hand thun“ ist hierlandes immer „suspect“, wie Frau Gräfin Schwester gelagt haben würde. Man mag uns oben nicht. Und sie haben auch ganz recht, die Nürnbergberger Herren, denn man sieht wohl, wo es anfängt, aber nicht, wo es endet.“

Bammie, der, wenn es die Frage „Hohenzollern contra Duitow und Genossen“ galt, jedesmal zu labyrinthischen Excursen weggerissen wurde, hatte auch heute wieder den Faden verloren, weshalb Vizevize ohne weiteres auf die Frage zurückgriff: „also Wolfsgruben.“

Bammie lachte, zündete den kleinen Meerchaum, der ihm während des Diskurses ausgegangen war, wieder an und sagte: „Ja, Wolfsgruben, Vizevize, oder da das große Wort schon gesprochen wurde: Wegelagerungsetappen, Generalsfallen. Es ist nicht nöthig, daß es immer Generale sind. Wir nehmen auch Kompagniechefs. Alles was hineinfällt, ist gut. Nur nicht wählerisch. Da haben Sie die Sache. Aber wollen Sie glauben, Vizevize, daß ich auf diesen zehn Meilen auch nur drei solche Generalsfallen hätte herausspintilliren können! Auf Ehre, nicht eine. Und warum nicht? Weil ich ein Havelländischer bin und, zu meiner Schande sei es gesagt, mich in vollen siebzehn Jahren in Barnim und Lebus nicht zurecht gefunden habe. Rathenow, Havelberg, da weiß ich Bescheid, da kenne ich Weg und Steg. Aber was kenn' ich hier? Hohen-Viez und Hohen-Biesar.“

„Und Guse.“
 „Ja, Guse. Das wäre nun solche Falle gewesen. Aber weg sind sie.“

„Wer, was?“ rief Berndt.
 „Alles! Die hundert Mann, der Conte und die Kriegskasse. Und das letzte ist das Schlimmste. Vor zwei Stunden, keine dreihundert Schritt vorm Dorf passirte ich den ganzen Trupp, ihren Geldlasten mitten in der Kolonne. Gescheidte Leute. Sie müssen Wind gekriegt haben. Uebrigens ein entzückender schwarzer Kerl, dieser Conte. Und wie das schwakte und parlierte! Ich hätte ihn der Tante noch gegodnt; nichts für ungut, Vizevize.“ Berndt stampfte mit dem Fuße, nicht um der Tante, sondern um des gescheiterten Coups willen.

„Ist es doch, als ob es nicht sein sollte,“ rief er. „Immer wieder verfehlt, immer wieder hinausgeschoben. Sagen Sie selbst, Bammie, in demselben Augenblicke, in dem wir den Hirsch beschleichen wollen, raschelt es und er geht wieder in das Weite.“

„Lassen Sie ihn, Vizevize, die Tage wechseln. Eine Karte verliert und die nächste gewinnt. Uebrigens wette ich sechs Klaischen Chateau d'Yquem gegen eine Chateau Krach, daß der Conte, trotz seiner wundervollen Augen, nicht drei Meilen weit

kommt. Die Generalskassen sind zwar noch nicht fertig, aber mitunter machen sie sich von selbst. Und was die Gelber angeht, so habe ich den Trost, wenn ein Corps herunter ist, so ist es die Kriegskasse auch. Und dieser arme Dudinot hat so recht eigentlich die Beche bezahlen müssen. Also begraben wir es."

"Wir werden es müssen," sagte Berndt. "Geh, Lewin, und sage Knichale, daß er die Mannschaften läßt wo sie sind, vor allem die Manschnower und Gorgaster. Wir dürfen sie nicht durch unnützes Hin- und Herziehen widerhaarig machen, sonst fehlen sie, wenn wir sie brauchen." Als diese Punkte reguliert und im Eifer über Neuzuverfolgendes der Gusei Fehlschlag halb schon wieder vergessen war, trat Seche ein, um zu melden, daß das Diner angerichtet sei.

Bamme zu Ehren war in der Halle gedeckt worden. Ein großes Kaminfeuer brannte, draußen fielen Floden und die alten Bigewize sahen aus ihren Rahmen verwundert auf den kleinen kräftigen Mann hernieder, der einmal über das andere „Gerr General“ genannt wurde. Zu ihren Zeiten hatten die Generale anders ausgesehen. Vielleicht galt übrigens ihre Bewunderung mehr noch der reichen und ganz besonderen Tafelausstattung, als irgend etwas anderem; denn nicht nur brannten heute die schweren vierarmigen Silberleuchter, sondern

zwischen diesen Leuchtern paradete auch noch ein unverhältnismäßig großer, die Donau mit all ihren Zuflüssen darstellender Rococoausfuß, auf dessen oberster Spitze die Kaiserin Maria Theresia thronte. Das hatten die alten Ferrücken Bigewize seit vollen dreißig Jahren nicht gesehen, und selbst unser Berndt war bei seinem Eintritt in die Halle einen Augenblick wie betroffen gewesen. Renate aber, als sie diesem Bilde begegnet war, hatte mit dem Zeigefinger erst auf sich selbst gewiesen und dann dem Vater in schelmischer Laune zugeflüstert: „Ich, Papa, als Erbtochter von Gusei!"

Gleich darauf hatte man Platz genommen. Bamme zwischen Berndt und Renate, Lewin und die Schorlemmer ihnen gegenüber. Einer der gestellten Stühle war leer geblieben, da der ebenfalls geladene Seidentopf noch in der letzten halben Stunde hatte abjagen lassen. Der alte Kossäthe Maltusch nämlich lag seit letzter Nacht im Sterben und hatte nach dem Abendmahle verlangt. Von Seiten Bammes war unmittelbar nach Bekanntwerden dieses Behinderungsgrundes allerhand wirres Zeug über Abendmahl und Mittagsmahl gemurmelt worden, aber so undeutlich und mit so schlechtem Gewissen, daß er selbst von der Schorlemmer, die dergleichen nie durchgehen ließ, nicht hatte zur Verantwortung gezogen werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Ein norwegisches Kind der Berge.

(Zu dem Bilde auf S. 657.)

So oft auch die Pracht der Alpenlandschaften und ihre hieheren frischen Bewohner dargestellt worden sind, so verweilt unser Auge doch immer wieder gern auf ihnen. Es haftet ein Adel am Gebirge, an seiner Natur sowohl wie an den Menschen, die in ihm leben, ja selbst bis auf die Thierwelt erstreckt sich dieser beständige Zauber. Welch ein Unterschied besteht zwischen dem Bauer im Gebirge und dem der Ebene, welcher Gegenstand selbst zwischen der lebhaften Gebirgsflur und dem trägen Rinde der Ebene! Eben die Gefahren des Gebirges und seine rauhe aber gesunde Luft erhalten Mensch und Thier frisch und kräftig und verleihen ihm eine entzückende Elastizität.

Unser heutiges Bild führt uns nicht in die Alpen, sondern unter die Bergriesen Norwegens, aber der Charakter der Menschen ist derselbe. Welch eine Frische athmet aus diesem jungen Geschöpf! Man fühlt gleichsam den stützenden Hauch des von den Bergen wehenden Windes, der hier der Sonnenglut ihren Stachel nimmt und nur die behagliche Wärme zurückläßt. Hier ist alles aus einem Guß: die Berge und der See und der Mensch, der an ihnen aufwuchs, und was das Beste ist — alles ist einfach, und doch stark und geschmeidig und schön.

Ein wunderliches Gotteshaus.

Aus den zinnengekrönten hohen Mauern des Kreml in Moskau, erzählt Edm. von Venting in seinen interessanten Reisebildern aus dem europäischen Rußland und dem Kaspius* (Leipzig, Steinacker, 1878) tritt man durch große Thurmthore auf den sogenannten rothen Platz. Hier steht das wunderbare wenn auch nicht schönste Bauwerk der Welt. Es ist die Kirche des Wassili Blachenni, von Ivan dem Grausamen erbaut. Es ist ein wahres Monstrum von Baustil, und man ist beim ersten Anblick geneigt, es für die Ausgeburt der rechenhaftlosen Phantasie eines Kranken zu halten. Kein Theil der 14 Thürme zählenden Kirche ist dem andern gleich; sie hat keinen Mittelpunkt, keinen Anfang, kein Ende oder erkennbaren Plan; nicht einmal der Platz, auf dem sie steht, ist eben, sondern die Kirche scheint wie ein schwerfälliges Ungethüm einen Berg hinaufzuklimmen. Dabei sind die Wände und die pilzartigen einander verdeckenden Thürme mit den grellsten, widersprechendsten Farben bedeckt. Aber dennoch kann man nicht sagen, daß diese Kirche in ihrem wahren Karnevalskostüm abstoßend oder häßlich wirkt. Sie erregt vielmehr immer größeres Interesse, je häufiger man sie sieht. Ihre Entstehungsgeschichte erklärt ihre Gestalt. Ivan dem Grausamen träumte einst, er bestände sich im Garten des Paradieses. Beim Erwachen wollte er diesen Traum auf Erden verwirklichen und die geträumten Blumen des Paradieses in Gestalt einer Kirche darstellen. Er ließ demnach einen italienischen

Baumeister nach seinen Traumangaben diese Kirche des Wassili Blachenni erbauen. Zu der That tragen die vierzehn Kuppeln und Thürme der Kirche alle möglichen Pflanzenformen. Da sieht man riesige Cactusse, Ananasse, Artischothen, Melonen; freilich auch tierische Thiere. Auch auf den Mauern der Kirche entdeft man überall gemalte Baumgäste, Blätter und Blumengebilde, und namentlich das Innere ist mit solchen Malereien verschwenderisch decorirt. Im Innern des Baues führt ein Labyrinth enger Gänge in 9 verschiedene Kirchen; die größte derselben kann kaum dreißig Menschen fassen, trägt aber ein 100 Fuß hohes spitzes Gewölbe, dessen langer Bestand für die mathematischen Kenntnisse des phantastischen Baumeisters spricht. Ivan der Grausame soll nach Beendigung des Baues den Architekten die Augen haben ausstechen lassen, damit er nicht an einem andern Orte ein gleiches Kunstwerk errichte; diese Vorsichtsmaßregel erscheint insofern überflüssig, als dem Baumeister, wenn er sich anderswo erküht hätte, die architektonischen Gedanken auszuführen, wohl sofort zur Strafe ein gleiches Schicksal bereitet worden wäre.

„Vor mir der Tag und hinter mir die Nacht.“

Görthe.

Was immer birgt vergangener Tage Schrein,
Nicht rückwärts will ich meine Blicke wenden,
Ans volle Leben greif ich frisch hinein
Und eine Frucht soll jeder Tag mir spenden,
Ich raste nicht, bis ich den Lauf vollbracht:
Vor mir der Tag und hinter mir die Nacht.

Der fernern Heimat freib' ich freudig zu,
Holl Hoffnung, daß ich sie erreichen werde;
In ihr erst wütht dem Wanderer süße Ruh,
Denn nur ein Fremdling bin ich dir, o Erde,
Und jubeln will ich, wenn mein Lauf vollbracht:
Vor mir der Tag und hinter mir die Nacht.

Julius Sturm.

Inhalt: Etkämpft. Novelle von M. Frank. — Scene vor den Bullerins an der Rückseite des kaiserlichen Palais in der Behrenstraße. Nach dem Leben. — Bilder aus den Seemanns 1. II. Von A. Ebrard. — Ein oft bekannter Freund der Gartenbesitzer. Von Dr. Paul Friedrich. — Pädagogische Briefe. Von D. W. Herbst. III. Sozialdemokratie und höhere Schule. — Vor dem Sturm. (Fortf.) Roman von Fontane. — Am Familientische: Ein norwegisches Kind der Berge. Zu dem Bilde von Siegwald Dahl. — Ein wunderliches Gotteshaus. — Vor mir der Tag und hinter mir die Nacht. Gedicht von Julius Sturm.

Unsere neu eingetretenen Abonnenten

zur Nachricht, daß die vorhergehenden drei Quartale des laufenden Jahres noch vollständig zu haben sind und durch alle Buchhandlungen und Postämter, eventuell auch von uns direkt für den Preis von 2 Mark pro Quartal nachbezogen werden können. Für diejenigen Postabonnenten, welche ihre Bestellung auf das gegenwärtige Quartal zu spät gemacht, und daher die erste Nummer (40) dieses Quartals nicht erhalten haben, bemerken wir, daß solche auf besonderes Verlangen und gegen Zahlung der Bestellgebühr von 10 Pf. von ihrem Postamt nachgeliefert wird.

Dahem-Expedition in Leipzig.

Verlagsgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Panlennus in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Dahem-Expedition (Felsbagen & Klasing) in Leipzig. Druck von P. G. Teubner in Leipzig.

Charakterbilder vom Congreß.



Fürst Gortschakoff am offenen Parterrefenster der Russischen Botschaft zu Berlin, nach dem Leben gezeichnet.

Charakterbilder vom Congreß.

II. Der Reichskanzler des Selbstherrschers aller Reußen.

Ein Frühsonnennormorgen unter den Linden übt einen ganz besonderen Reiz. Die Sonnenstrahlen haben die über Nacht abgekühlten Häusermassen noch nicht erhitzt, vom Thiergarten her weht ein erfrischender Wind und von dem reichlich benetzten und noch staubfreien Pflaster geht eine erquickende Kühle aus. Auf der Straße selbst fehlt noch das Gewühl der Fremden und Müßiggänger, aber sie ist doch belebt durch alle die, welche der Großstadt das Morgenfrühstück zu serviren haben.

Um diese Stunde sitzt wol an einem Parterrefenster des Hauses Nr. 7, in welchem die russische Gesandtschaft ihren Sitz hat, ein alter Herr, schaut behaglich herab auf das geschäftige Treiben und athmet langsam die er-

quickende Morgenluft ein. Er ist ein Greis, aber die Augen, die klug und wohlwollend aus dem geistreichen Antlitz schauen, verrathen nichts von Alterschwäche. Mag auch der Leib müde und hinfällig geworden sein, der Geist ist frisch und klar. Und dieser Geist hat es dem alten Herren möglich gemacht, die weite Reise von Petersburg nach Berlin zurückzulegen, um jetzt, wie immer, wenn es sich um die Größe seines Vaterlandes handelte, in der Bresche zu stehen.

Fürst Alexander Michailowitsch Gortschakoff ist der Nestor unter den europäischen Diplomaten. Im Jahre 1798 geboren und aus Murik's, des Begründers Rußlands, Blute entsprossen, wohnte er schon dem Laibacher

Congress als Attache bei. Alles, was man damals für die fernste Zukunft gefehlet glaubte, ist seitdem zertrümmert, und auf den Ruinen der Vergangenheit sind überall neue Ordnungen, ist eine neue Welt entstanden. Wahrscheinlich, es gehören nicht gemeine Geistesgaben dazu, um alle diese Veränderungen erlebt zu haben und doch den Aufgaben der Gegenwart ebenso gemachsen zu sein wie früher denen einer jetzt ferngewordenen Vergangenheit. Fast alle, mit denen der Fürst erst in Laibach, dann in Verona verkehrte, haben an dieser Aufgabe Schiffbruch gelitten. Das in unserem Jahrhundert sich so rasch drehende Rad der Geschichte hat diesen zermalmt, jenen zum alten Eisen geworfen, den Dritten zurückgeschleudert in verdiente oder auch wol unverdiente Vergessenheit. Nur Fürst Gortschakow ist heute noch ebenso an seinem Platz wie einst.

Fürst Gortschakow hat eine treffliche Erziehung erhalten. In dem Luthum von Jaroslaw-Zelo, das er besuchte, herrschte damals ein reger Geist und der Unterricht war ebenso umfassend wie gründlich. Der Fürst liest noch jetzt seinen Horaz und seinen Tacitus im Urtext und er liebt es, seine Lieblingslektüre in geschmackvoller Weise zu citiren. Aus ihnen ebenso wie aus den Traditionen seines Hauses hat er sich jene Urbanität angeeignet, die dem vornehmen Römer der besten Zeit als höchstes erstrebenswerthes Ziel ersahen und die heute ebenso bestritt und seßelt wie zu irgend einer anderen Zeit. Der Fürst zeigt im Verkehr nichts von jenem hochfahrenden, breitspürigen Wesen, das dem Umeingeweihten wol als ein Attribut der Vornehmheit erscheint. Er ist durchaus schlicht, aber diese Schlichtheit kann bei einem hochgebildeten und gebildeten Manne natürlich nur das Resultat höchster Bildung sein. Er hat sein Leben lang seine Ruhestunden mit umfassenden Studien oder einer edlen Gesellschaft ausgefüllt und er hat es stets besonders gern gehabt, wenn edle Frauen diese Geselligkeit schmückten und ihr den Stempel aufprägten.

Die diplomatische Laufbahn führte den Fürsten nacheinander nach London, Florenz und Wien, ohne ihm indessen ein selbständiges Hervortreten zu ermöglichen. Dieses geschah erst, als er 1841 als Gesandter nach Stuttgart ging.

Hier hatte er die Verhandlungen zu leiten, welche schließlich zur Verheiratung der Großfürstin Olga mit dem Kronprinzen Karl führten und später den Neuvermählten in ihrer nicht ganz leichten Stellung beratend zur Seite zu stehen. Er löste die letztere Aufgabe mit großen Geschick aber die Erfüllung derselben konnte seinem Ehrgeiz natürlich nicht genügen. So wurde er denn 1850 zum russischen Bevollmächtigten am Deutschen Bundeslager ernannt.

In Frankfurt war es, wo Fürst Gortschakow und Herr von Bismarck sich kennen und achten lernten. Die beiden so ganz verschiedenen Naturen: der in Hofkreisen herangewachsene, international gebildete russische Fürst und der schneidige, gerade, märkische Edelmann, zogen sich an und es entstand zwischen ihnen eine Freundschaft, welche die Jahre nur gestillt haben.

Im Jahre 1854 ging der Fürst als Gesandter nach Wien. Es war keine leichte Aufgabe für ihn, Rußland an einem Hofe zu vertreten, der damals diesem Lande gegenüber eine entschieden feindselige Haltung beobachtete. Es kam dazu, daß diese Haltung in Rußland mit um so größerer Gereiztheit wahrgenommen wurde, als man dort nicht ohne Grund zu der Annahme berechtigt zu sein glaubte, daß Oesterreich Rußland für dessen energische Hilfsleistungen in Ungarn zu Dank verpflichtet sei. In dieser schwierigen und verantwortungsvollen Lage leistete Fürst Gortschakow Rußland die erheblichsten Dienste. Seine Ernennung zum Minister des Auswärtigen (1856) erregte daher in seinem Vaterlande allerseits große Befriedigung und gerechte Erwartungen.

Diese Erwartungen wurden nicht getäuscht. Zunächst freilich konnte es sich nur darum handeln, allen politischen Zusammenstößen aus dem Wege zu gehen. Es galt vor allem Rußland die Zeit zu gewähren, sich ganz seinen inneren Angelegenheiten zuzuwenden.

Das Land blutete infolge des Krimkrieges aus tausend Wunden, die Finanzverhältnisse waren völlig zerrüttet und — was schlimmer war — es hatte sich herausgestellt, daß die bestehenden Verhältnisse sich durchaus überlebt hatten.

Es ist bekannt, mit welcher Energie der große Alexander II. an die Erneuerung des Landes ging. Die Leibesgenossenschaft wurde aufgehoben und die Bauernschaft mit Land ausgestattet; die Justizorganisation wurde von Grund aus reformirt und das Schulwesen auf das stets bewährte Fundament der russischen Bildung gestellt; in der „Landeshut“ wurden Organe geschaffen, in denen die Nation allmählich zur Selbstverwaltung herangebildet werden konnte. Mit bewundernswürdiger Energie wurde andererseits dafür gesorgt, daß der Fortschritt nicht in einen Fortlauf ausarten konnte. Misgriffe kamen vor, im ganzen wurde treffliches geleistet.

Es liegt auf der Hand, wie wichtig es war, daß Rußland während dieses Umgestaltungsprozesses durch keine auswärtigen Verwickelungen gestört wurde. Das gelang Fürst Gortschakow, bis der unglückliche Ausbruch in Polen (1863) einen Zusammenstoß mit Frankreich und England befürchteten ließ. Aber die Klugheit und Energie des Fürsten wußten ihn zu verhindern. Die Polen, die er damals erlich, werden für alle Zeit Muster eines bei größter Energie und Bestimmtheit doch durchaus feinen und edlen Stils sein. Es sind wahrhaft klassische Aktenstücke. Man muß es überhaupt leb-

haft bedauern, daß die Depeschen und sonstigen Mittheilungen des Fürsten nicht gesammelt und herausgegeben sind. Die Lesart derselben gewährt nicht nur Belehrung, sondern auch ein ungemeines Vergnügen. Wie ist zumal die Waffe der Satyre vernichtender für den Gegner geschwungen worden und doch geschieht es mit unbefriedigender Annuth.

Der polnische Aufstand gab auch unserem Fürsten Bismarck Gelegenheit, die größte diplomatische Weisheit zu entfalten. Man weiß, wie die damals mit Ausbruch abgebrochene Konvention den Diplomaten im preussischen Abgeordnetenhaus Anlaß zu ebenso müßigen als ungeschicklichen Kritiken auf den großen Minister gab. Und doch legte der Reichsminister eben damals den Grund zu jener deutschfreundlichen Haltung Rußlands, die für uns, während des Kampfes mit dem Erbfeinde so werthvoll wurde.

Eine Hand wäscht die andere. Die Dankbarkeit Deutschlands machte es andererseits dem Fürsten Gortschakow möglich, zu erklären, daß Rußland sich an die Bestimmung des Pariser Friedens, welche ihm verbot auf dem schwarzen Meere eine Kriegsflotte auszurüsten, nicht mehr gebunden erachte. Die Londoner Konferenz gelang diese Forderung zu und damit war einer der Fäden, welche der unglückliche Ausgang des Krimkrieges der Ehre Rußlands aufgedrückt hatte, weggerissen.

Ebenso verstand der Fürst es vortrefflich, alle Hindernisse, welche sich dem Vorwärtsschreiten in Centralasien entgegenstellten, mit geschickter Hand aus dem Wege zu räumen. Bei jeder Etappe, welche die russischen Truppen dort nach und nach zurücklegten, entstand in England ein großes Ärgerniß. Trotzdem führte weder die Eroberung von Buchara noch die von Kokand und Chiwa zum Kriege mit England und heute haben sich die Russen in Tadschik und Samarkand ebenso wie in den zuletzt genannten Orten häuslich eingerichtet.

In Bezug auf die Stellung des Fürsten Gortschakow zur orientalischen Frage ist man zur Zeit grobentheils auf das leidige „Man sagt“ angewiesen. „Man sagt“ also, daß er ein eifriger Gegner des Krieges gegen die Türkei gewesen sei und es ist ja nicht unmöglich.

E einmal mag der gewiegte Diplomat gehofft haben, auf dem Wege der Verhandlungen mehr zu erreichen; sodann mag der erprobte Weltmann die Stimmung Englands schon damals richtig erkannt haben; endlich mag der kundige Patriot der Erwägung zugänglich gewesen sein, daß Rußlands eben in der Umgestaltung begriffenes Heer und seine nothwendige Finanzlage es ihm zur Zeit unmöglich machten, neben der Türkei auch noch eine europäische Großmacht ersten Ranges zu bekämpfen. Sollte dem so sein, so wäre der große Staatsmann um der Selbstverleugung willen, die dazu gehört, das, was die Gegner thaten, zum Guten zu wenden, nur noch mehr zu be wundern.

Wenn der Berliner Congress, wie es scheint, einen wünschenswerthen Verlauf nimmt und zum Frieden führt, so ist das in erster Reihe der Wärsung des Kaisers Alexander und seiner Vertreter zu verdanken. Wie schwer es diesen Männern und wie schwer es im besonderen dem Fürsten Gortschakow geworden sein mag, auf Forderungen, die ihm billig und recht erschienen, um des Friedens willen zu verzichten, davon legt eine Karte, die der Fürst am 26. Juni mit ätternder Stimme an den Congress gerichtet haben soll, lebhaftes Zeugniß ab.

„Herr Präsident, Exzellenzen!“ soll der Fürst gesagt haben, „da ich einige Tage nicht an Ihren Beratungen theilnehmen konnte, möchte ich nicht in Ihre Mitte zurückkehren, ohne Ihnen nachstehende Bemerkungen mitzutheilen, die mir durch die Liebe zur Wahrheit und zu meinem Vaterlande eingegeben werden. Während der letzten Berathung haben meine Kollegen (hier verbeugte sich der Fürst gegen den Grafen Schadow und den Baron Dubri) Ihnen im Namen Rußlands Zugeständnisse gemacht, welche weit diejenigen überschritten, die es zu machen gedachte. Aber ich bin zu gut von den Gefühlen unterrichtet, welche meine Kollegen beunruhigen, um etwas gegen die Zugeständnisse zu sagen, zu denen sie sich verpflichtet fühlen. Ich möchte lediglich vor Ihnen erklären, daß Rußland, wie wohl bekannt ist, diese Opfer meinetwegen seiner Liebe zum Frieden gebracht hat, und daß es Wahrheit war, als Rußland sowohl vor wie nach dem Kriege erklärte, daß es nur um den Christen des Orients zu helfen, sich erhoben hat, daß es seinen selbstthätigen heimlichen Zweck verfolgte und daß es, nachdem es so große Opfer in einem Kriege, der lediglich für das Christenthum und die Civilisation unternommen wurde, gebracht hat, sich auch im Stande zeigt, Opfer für die Wiederherstellung des Friedens zu bringen, auf die ja Ihre Anhörungen gerichtet sind. Ich glaube, niemand wird den Ruhm der russischen Armee, welche die glänzendsten Siege errungen hat, in Frage stellen; aber Rußland wünscht, daß es offensichtlich sei, daß es die Vorbereitungen des Sieges, mit dem kostbarsten Blut errungen sind, gegen die Palme des Friedens vertauschen möchte.“

So der Fürst. Er wird es nicht bedauern, daß sein Vaterland das Seine dazu that, Europa den Frieden zu erhalten. Wird derselbe doch auch Rußland zu gute kommen, indem es die im Pariser Frieden verlorenere Provinz wiedererhält; ist doch die Befreiung der Christenheit vom Türkenjoch im wesentlichen erreicht.

Dem Fürsten Gortschakow aber wünschen wir, daß auch er persönlich sich noch lange des wiederhergestellten Friedens erfreuen möge.



Altddeutscher
Witz und Verstand.

Reime und Sprüche
aus dem 16. und 17. Jahrhundert.
Für Liebhaber eines kritischen Sinnes in ungeänderten Worten.
16. Preis 4 M., in seinem Liebhaberhalbfraz 7 M.,
in Schweinsleder 8 M.

Verlag von H. W. H. in Viefelfeld und Leipzig.



Altddeutscher
Schwanke und Scherz

aus
dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte.
Zusammengestellt vom Verfasser des „Altddeutscher Witz
und Verstand.“

16. Preis 4 M., in seinem Liebhaberhalbfraz 7 M.,

Verlag von H. W. H. in Viefelfeld und Leipzig.

— Ausgabe der Kabinetsdrucke. —